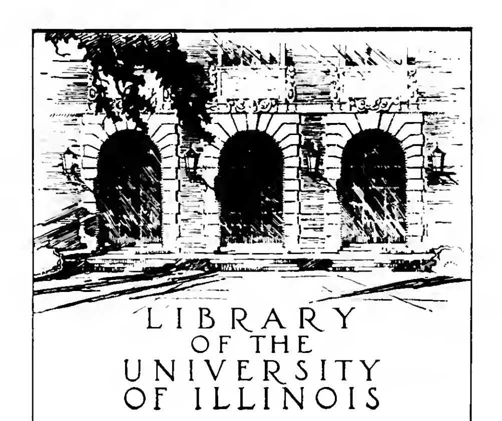
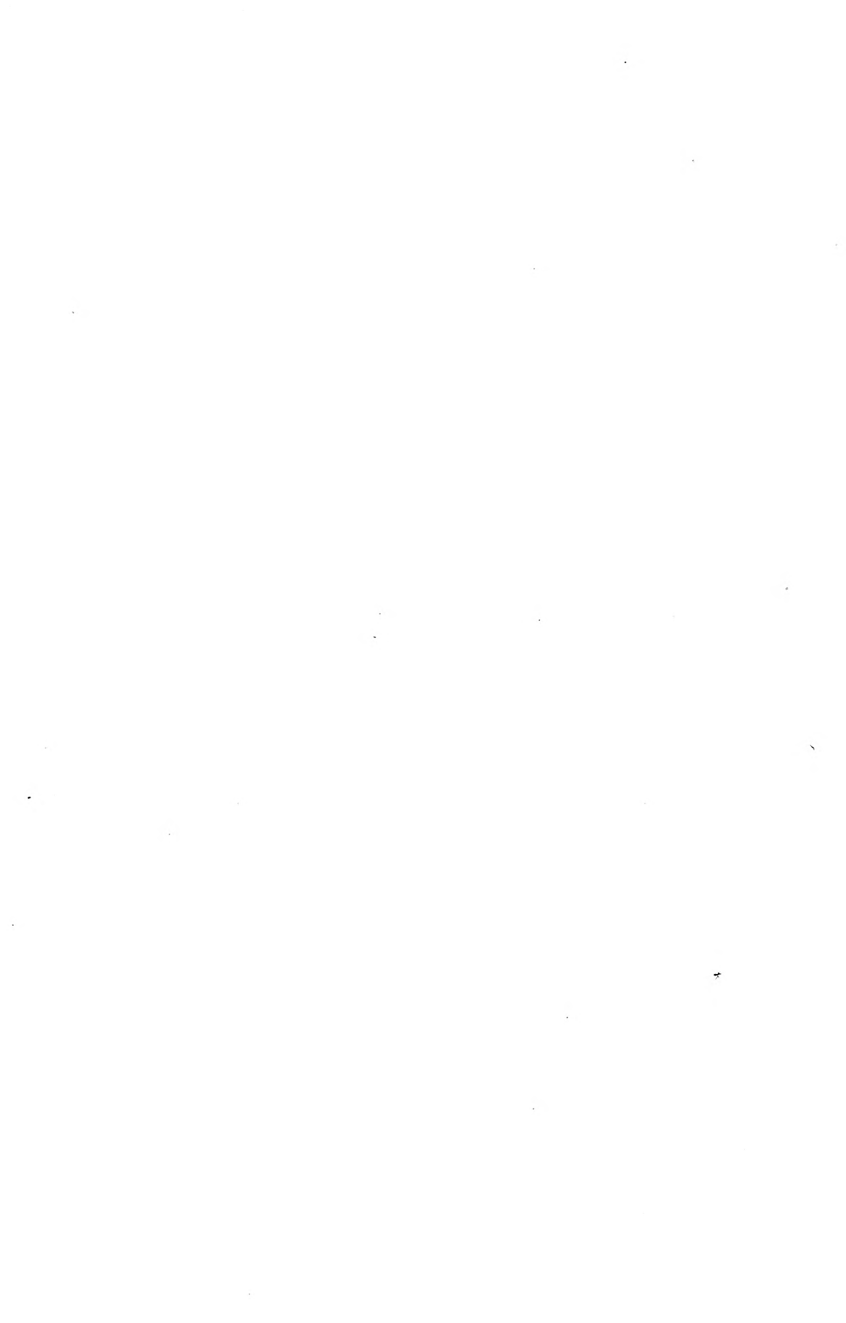
Karl Stieler

Erdhauch

Neue Gedichte









Erdhauch



Erdhauch

Neue Gedichte

von

Dora Stieler



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin / 1914

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Inhalt

Erdhauch



Vor mir auf der Schwelle zum neuen Jahr
Liegt ein rostiges Hufeisen mitten im Wege.
Ich kenne die breiten, schweren Beschläge.
Mit meinem starken Ackerpferd war
Ich selber beim Schmied, als er es beschlug.
Jenseits der Jahrespforte wartet meiner der Pflug
Und mein stummer, starker Gefährte,
Der ihn über die gütige Erde
Mit mir führt.
Das ist Hoffnung genug.

Herb weht ein Lufthauch — herzandringend.
Ein leiser Erdduft steigt herauf.
Heut flog die erste Amsel singend
Vor mir aus niederm Buschwerk auf.
O Erde, Erde, keine Fülle
Ist so von Zauber übertaut
Wie diese letzte Winterstille,
Verstört — vom ersten Frühlingslaut.

Durch ersten Lenz mein erster Abendgang:
Vorbei an knospenschweren alten Bäumen
Über den schneebefreiten braunen Hang.
Vom See herauf klang ein Wildentenschrei,
Und aus dem Waldrand trat ein feines Reh
Heraus auf diese karge braune Halde
Und weidete furchtlos mir nah vorbei.
Ich aber sah in lautlosem Entzücken
Über dem fahlen Grund des Tieres schlanken Rücken,
Dies Braun auf Braun; dann weiter aufwärts Schnee,
Und hoch über dem lenzerschrocknen Walde
Die ersten Sterne träumen.

Ein leiser Jubelruf des jungen Lebens
Fliegt mit den Osterglocken übers Land.
Wenn er die Flur auch noch in Kargheit fand,
Er sucht den Frühling, und sucht nicht vergebens.
Denn auch das Lächeln ist ein Frühlingskind,
Mit dem wir Rankenwerk vom Boden rücken,
Zu sehn, wie weit die Veilchenknospen sind,
Und ob schon erste Primelköpfchen nicken.

Das ist der Lenz, den mein Herz versteht,
Der in Stürmen über die Wälder geht,
Dem tötenden Spätherbst gleich.
Der zwischen dem, das steht oder fällt,
Mit rüttelnder Faust die Auswahl hält
Für sein künftiges blühendes Reich.
Und in eigenen Tagen, die sturmdurchweht,
Weiß ich, der Lenz ist's, der wählen geht,
Was taugt in sein blühendes Reich.

Der Bergfrühling hat keinen weichen,
Blütenstreuenden Mai.
Er führt seine stürmereichen,
Weckenden Tage vorbei.
Hänge, die südwärts sich neigen,
Decken sich sparsam mit Grün,
Und die Genzianen zeigen
Vereinzelt ihr blaues Blühn.
Für die Talfahrt geschält und geschnitten,
Liegen Fichtenstämme bereit.
Der Höhenwind gibt den Schlitten
Abwärts noch ein Stück das Geleit.
Und im Tale kommen die Toten
In wuchtigen Lasten an
Als des herben Lenzes Boten,
Der droben sein Werk begann.

Über die Wälderkronen
Rauscht der Frühlingsföhn.
Kein Schonen!
Das macht ihn so schön.

Er hat auf seinen Schwingen,
Die fern des Südens Gluthauch umloht,
Nur Leben oder Tod
Zu bringen.

Der Abendhimmel grau; dämm'rig der Wald,
Den manchmal noch ein Vogelruf durchschallt.
Leis steigt die Lenznacht von verschneiten Höhen,
An denen sich ihr Fittich noch gekühlt.
Aber die tausendjährige Buche fühlt,
Und auch die kleine gelbe Schlüsselblume,
Hier in des Frühlings neu ersiegtem Heiligtume
Die Urkraft wehen.

Es geht ein leises Atemholen
Über die Flur, die feiner Schnee noch deckt.
Ein Ruf von fernher hat sie aufgeweckt.
Es wiederholen
Die alten Wunder sich, die ewig neuen:
Die Sonne wird die Welt mit Strahlen weihen.
Ein Schleedornbusch wird weiße Blüten streuen,
Rings wird sich kleines feines Leben freuen,
Und tief im Erdenschoße brennt mit neuer
Lodernder Glut Ostaras heiliges Feuer.

Das Mittagslicht liegt auf der braunen Halde.
Ein Vogel ruft, eindringlich und eintönig.
Der Lenz steht wartend draußen schon im Walde
Noch ohne jede Zier — und doch ein König.
Ein König, dessen Stirn kein Reif umgleißt,
Die nur von ihrer eignen Hoheit schimmert.
Der Wind kraust Wellchen, und die Sonne flimmert
Über dem Bächlein, das vor kurzem noch vereist.

Auf einem alten Friedhof stand ich heute,
Der halbvergessen seine Gräber hütet.
Gleichmäßig deckt der Efeu jedes Grab,
Gleichmäßig fast verwittert sind die Namen.
Gleichmäßig zog sich zwischen dunklem Grün
Der Gräber licht das Grün des kurzen Rasens.
Der Frühling klang aus kleinen Vogelkehlen;
Und auf den Gräbern überm Rasen lag
Das tiefe Blau, der feine Duft von Veilchen.
Das ist ein Friedhof, der von Frieden weiß.
Das Herzeleid, das mit den stummen Gästen
Einst auch durch seine Gittertüre ging,
Hat wohl die Zeit zur Stille eingewiegt.
Und neues Gastrecht braucht er nicht zu geben,
Alles Geschehen geht ihm ja vorbei.
In seinem Kreis geschieht nichts mehr,
Nur Schweigen.
Selbst wenn der Frühling ihm vorübergeht,
Erwacht nur jenes reiche Veilchenblühen.

Der graue Abend dämmert weich und fahl,
Der Samstagabend vor dem Ostermorgen.
Noch stehen die Alleen braun und kahl,
Selbst die Magnolien blühen nicht einmal,
Doch ist die Welt im Lenzglück schon geborgen.
Weit vor der Stadt, wo sich die Felder weiten,
Liegt da und dort ein Streifen erstes Grün,
Die Wintersaat. Und zwischen diesen hin,
In stumpfen Farben dehnen sich die breiten,
Noch kahlen Schollen aus, gefurcht vom Pflug.
Im Dreieck steuert ein Wildentenzug
Mit schnellem Flügelschlag durchs Grau der Luft.
Still.
Eine erste Glockenstimme ruft.
Und während alle Glocken klingend werden,
Steigt Auferstehungshauch auch aus der Erden:
Der feuchten Scholle herber Duft.

Mit seinen schweren, gleichmäßigen Tritten
An den offenen Furchen entlang,
Kommt ein säender Bauer geschritten.
Ein Stück weiter unten am Hang
Ein zweiter; und weiter noch einer.
So machen viele den gleichen Gang.
Und doch weiß keiner,
Ob er auch nur die grünen Sprossen erblickt,
Ob das Korn ihm blüht,
Ob ihm die Ähre einst nickt,
Um deren Wachstum er sich heute müht.
Das muß ein anderer enden.
Doch aus arbeitsharten Händen
Fällt Korn um Korn in die harrenden Schollen.
Das Leben verlangt einen vollen,
Gläubigen Einsatz von Gut und Leben.
Dann kann es wieder geben
Leben und Gut
Tausendfach — wie der Acker es tut.

Ob auch deine Tage verschattet gehen,
Die Welt ist kein Schattenland, ist kein Grab.
Lerne ein bißchen ins Weite zu sehen.
Deine Türpfosten schließen das Leben nicht ab.
Der Mai weist seine Kastanienkerzen,
Die stämmigen weißen Kerzen und spricht
So rücksichtslos in die Menschenherzen,
Und so gut und zart: Lichter, Lichter, Licht!

Es blüht die Erde. Die Halde am Bergwald
Trägt hunderttausend Wunder am Herzen
In hunderttausend feinen Bergblumen,
Die da stehen und nicken im Wind.
Ich beuge mich nieder, und mit schmeichelnden Händen
Streichle ich ein paar Blumengesichtlein,
Die sich samtweich hinducken unter den Fingern.
Dann aber faßt's mich in jubelndem Sturm:
Ich fühle es, wie mich Schwingen fortreißen
Von dem heiligen Herzen der blühenden Erde,
Erdenschöpfer — an dein Herz.

Der Sommer spricht:
Versäum es nicht,
Dein Herz zu sättigen an allem Guten.
Ob spät're Welten goldne Bronnen haben,
Dein Wesen muß sich an den Quellen laben,
Die durch dies erdgetragne Leben fluten.

Jetzt streicht der Wind über Bergprimelmatten,
Und die Felsen stehen in blauem Duft.
Grate voll Licht, Hochwälder voll Schatten,
Aus deren Tiefen der Kuckuck ruft.
Mir aber ist es, schau ich empor
Ins Blaue, wo Frühlingswolken segeln,
Als wäre alles, das mich bedrückt,
Aus dieser leuchtenden Stunde entrückt
Und tauchte nur mehr aus Fernen hervor
Wie ein Zug von streichenden Wandervögeln.

Leuchtende Sommertage
Mit der Gabe: Sonnenschein.
Ich trage
In den goldenen Abendduft hinein
So viel Jauchzen und so viel Schweigen,
So viel bodenständige Kraft,
So viel Lächeln, Erfassen, Bescheiden und Neigen,
Das alles die Sonne schafft.

In allen Schalen blüht der Gartenmohn
Mit seinen reichen, sommerlichen Farben.
Vom Purpur bis zu jenem blassen Ton
Von rosa Rosen, die im Schatten starben.
So stehn des Schlummers Blüten bunt umher;
Und es ist wundersam, wie sie zerfallen.
Ein Blättlein sinkt; und auf einmal scheint allen
Das Weiterblühen schwer, ja viel zu schwer.
Der bunte Schmelz fällt in lautloser Hast.
Und von den Sträußen, diesen wunderbaren,
Blieb in zwei Stunden nichts.
Du glaubst es fast,
Daß auch die Blumen selber Träume waren.

Wieder schimmern die Tage
In höchster Glut.
Im Gleichmaß ruht
Des Jahres goldene Wage.
Bald senkt sich die Schale
Mit reifender Frucht.
Still. — — —
Deine Seele sucht
Hunderttausendmale
Das zage Erblühen
Lenzfrüher Zeit.
Das färbende Korn wogt weit,
Rote Mohnblumen glühen.
Flämmlein aus der Erde Herzen
Die leuchten dir zu:
Reifen schafft Schmerzen . . .
Weißt's auch du?

Mondscheinüberflossene Matten
Und schleiernde Schatten am Bergeshang.
Schwankend zwischen Schimmer und Schatten
Geht die Nacht ihren stillen Gang.
Und mein Herz geht den Gang, den schwanken,
Zwischen Schimmer und Schatten hin:
Schrankenlos und in sichersten Schranken,
Einsam und einig, wie ich bin.
Versunken scheint alles kleine Weben,
Das Menschenhände nach meinen streckt.
Und ich kehre zurück zu dem großen Leben,
Das die mächtige Hand über alles deckt.

Ich weiß, daß mein Werden und Enden
In das große Sein nur greift,
Wie ein Falterflügel streift
An Felsenwänden.
Aber stolz, als sei ich des Schicksals Herr,
Lege ich doch meine Hand an den Spaten.
Ein voller Arbeitstag soll mir geraten.
Und immer mehr
Blüht ein fröhlicher Trotz in mir empor,
Geliebte Erde, und sagt dir lächelnd vor:
Wir schenken dir unserer Hände Fleiß,
Unsrer Stirnen Schweiß,
Die Glut unsrer Gedanken und Herzen,
Eines immer neu aufwachenden Lebens Schmerzen
Und seinen Jubel auch.
Und endlich mit dem letzten Hauch
Verfallende Leiber, daß neue Erde werde.

Das tuen wir dir, du geliebte Erde.

Sie ist keine Gauklerin.
Denn was sie hingegeben:
Blüte, Glut, Frucht und Leben,
Das ist alles dahin.
Unsre sterbende Mutter trägt
Nur noch einen lebendigen Zug,
Der mit letzter Liebe frägt:
Gab ich allen genug?

Es blitzt die Luft im Frühherbstschimmer.
Die ersten zartgefärbten Astern blühen.
Um ihre weichbefransten Sterne ziehen
Des Herbstes stille Zauber her, wie immer.
Der erste Strauß in diesen zarten Tönen
Zwingt meine Hand zu leisern Zärtlichkeiten;
Denn solches Blühen lächelt in die Zeiten,
Die noch voll Farbe, doch nur vom Entwöhnen.

Gelbes Riedgras und hochstenglige Genzianen,
Deren Blau so dunkel und tief.
Was unter der Sommersonne entschlief,
Regt sich mit neuem Mahnen.
Der Herbst hält Scheuer und Kelter offen
Für Garben und Trauben.
Da nützt kein Glauben
Und nützt kein Hoffen.
Der Herrscher im roten Vogelbeerenkranze
Nimmt nur die ausgereifte Frucht entgegen.
Hinter den Zäunen und auf den Wegen
Verbleicht und verdirbt, was seine Zeit verloren,
Unter Nebeln und müdem Spätsonnenglanze,
Arme Toren.

Mein Herz erschauert, ob auch blond die Haare;
Ich glaube, es ist nimmer früh im Jahre.

Gewölk um die Schultern und Stürme ums Haupt,
Kommt er gefahren, der Wälder entlaubt,
Und schlägt an die Scheiben, lacht wild in den Wind:
Wohl denen, die fertig zum Fallen sind
Wie die Äpfel an den Zweigen.
Unter des Föhnsturms warmem Gebraus
Geh ich in den dunkeln Garten hinaus,
Lausche dem leisen, dumpfen Schallen,
Mit dem reife Äpfel ins Gras niederfallen.
Dumpf aufschlagend fällt mir die Frage ins Herz:
Wurdest du fertig in Jubel und Schmerz?

Und meine Lippen schweigen.

Herbstsonnenschein, du stilles Leuchten,
Das durch entlaubte Wälder dringt,
Das täglich mit den weißen, feuchten
Frühnebeln um die Herrschaft ringt;
Wenn dann die bleichen aufgesogen,
Herbstsonnenschein, was willst du nur,
Warum denn so viel goldne Wogen
Über die schon verstummte Flur?
Ist's ihr zulieb? Ist's dir zum Leiden?
Dies Schmeicheln, das nichts mehr gewährt,
Ist es ein Trotzen mit dem Scheiden?
Ist's ein Bescheiden, das verklärt?

Bald werden die Stürme erwachen;
Noch blühen die Dahlien gelbrot,
Noch bietet die Erde ihr Lachen,
Ihr stolzes Lachen dem Tod.
Lache nur, blühe nur, unter Schmerzen
Ewige Mutter, heilige Frau.
Genau
Dir nach tuen andere Frauenherzen.

Ein leuchtender Oktobertag verscheidet.
Der Himmel schwimmt in lauter lichten Farben,
Hellblau und rosa. Und wie goldne Garben,
Wenn letzte, einzelne, der Schnitter schneidet,
Liegt noch ein schmaler Streifen Sonnenschein
Am höchsten Grat der blauen Höhenzüge.
Ich wandre in den Buchenwald hinein.
Zuweilen gaukeln welke Blätterflüge
Langsam herab aus luftigen Heimatsitzen.
Die zauberhaften Sonnenflecken blitzen
Nicht mehr zwischen den Stämmen sich entgegen.
Doch oben, wo sich leis die Kronen regen,
Dort wölbt sich einer Kuppel goldner Bogen,
Wie keines Bildners Traum sie noch durchflogen,
Aufstrebend bis in ungewisse Höhen,
Durchsättigt ganz vom warmen, goldnen Licht.
Es braucht die alten, heiligen Dome nicht,
Wer einen solchen Buchenwald gesehen.
Da geht es uns erschauernd durch den Sinn,
Daß wir der waldumrauschten Vorzeit Erben.
Und unsre Herzen finden wieder hin
Zu Baldurs Liebe und zu Baldurs Sterben.

Noch immer Schönheit, noch immer Glanz,
O du heilige, gütige Erde!
Das hätt' ich gerne als letzten Kranz,
Daß auch zu eines Lächelns Glanz
Alles Durchlebte mir werde.

Nun reißt der Föhn der Wälder bunten Prunk
Mit heißem Atem von den Zweigen nieder
Und rauscht dazu die wilden Sterbelieder,
Die, wenn der Herbst kommt, klingen, immer wieder.
Doch auf dem Hang, von welkem Laub verdeckt,
Stehen versteckt
Einzelne Primelchen und Genzianen.
Zartes, zeitlos erblühtes Frühlingsahnen.
Aus des Lebens tiefstem Born ein frisch aufquellender
Trunk.



Rings um mein Heim



Der weiche Lenztag hat mir's angetan.
Es fallen rings die grauen Abendschleier.
Und wie zu einer wundersamen Feier,
Erwartungsvoll, steige ich stumm bergan.
Es schweigt der Wald, und meine Halde träumt,
Doch von den Höhen jauchzt es irgendwo,
Ein Vogelstimmlein, lenzfroh, gar so froh.
Hätt' ich heut abend diesen Sang versäumt,
So schön wär', was nun kam, mir nicht gekommen:
Ein stiller Abend, nur von meinen frommen,
Schneeweißen Azaleen zart durchschienen;
Daß sich mein Herz erschließen kann mit ihnen
Lenzfroh, lenzfroh . . .

Zu ihrer vollen, purpurroten Pracht
Erschlossen, neigen schwer sich die Kakteen.
Die langen weißen Staubgefäße sehen
Schimmernd aus dem feinen,
Bläulichen Metallglanz, der der Blüten Tiefe füllt,
Von Schweigen umhüllt,
Bringen sie einen
Glühenden Lebenstraum aus heißen Landen
Mir herein in die herbe deutsche Frühlingsnacht,
Die vor den Fenstern graue Zauber spinnt.
Rotaufblühende und grauverschattete Lebensfülle rinnt
Durch mein stilles, so stilles Zimmer,
In dem wie immer
Erinnerungen und Gedanken meine Tischgenossen sind.

Draußen fließen die grauen Schatten,
Ein Gewand, das die Schwermut sich webt.
Mein Herz erbebt,
Denn es hatten
Hände, die nur mehr schattenhaft greifen,
Die zaghaft, aus Fernen herüberstreifen,
An seine feinsten Saiten gerührt.
Nun ist ein Klingen aufgewacht,
Das wie eine tönende, flutende Macht
Zwischen mir und dem Tagesleben steht.
Daß mein Fuß, als ging er auf wildfremdem Grunde,
Zögernd die Treppe hinunter geht,
Die nach der alten Wohnstube führt,
Wo der Teekessel summt, zur dämmrigen Plauder-
stunde.

Hörner klingen herüber
Aus dem Dörflein überm See.
Der alten Volkslieder Weisen
Umschmeicheln mein Herz mit dem leisen
Laut von verhaltenem Weh.
Hell taucht auf der Altane
Aus der grauen Sommernacht
Mit Duften und mit Gleißen
Meiner großen schneeweißen
Kakteen träumende Pracht.
Und auf einmal will es mir scheinen,
Als ob dies alles wär
Zum Lachen und zum Weinen
Zu schön und zu schwer.

Die Dämmerung fällt und der Regen rinnt;
Mein Haus ist gar so voll Schweigen.
Da kommt es mich an — wie ich's tat als Kind —
Ins Giebelstübchen zu steigen.
Aber die alte Kinderfrau fehlt,
Die dort beim Lämplein gesessen,
Und uns die roten Äpfel geschält.
So steig' ich die Treppen wieder herab,
Es knarren die alten Stufen,
Als wollten sie sagen: Laß doch ab,
Alten Zeiten zu rufen,
Alles wandelte sich ja indessen.

Späterblühte Rosen
Vor einem lieben Bild.
Der Lampenschimmer quillt
Rosa über die großen
Rosa Blüten, sie noch tiefer färbend.
Sterbend
Erschließen sie sich bis zum letzten Herzensblatt
So schön, so wunderschön.
In einzelnen Stößen regt sich draußen der Föhn.
Und angerührt von dieser todvertrauten Weise,
Findet mein Mund für das Bild des Toten leise
Worte der Liebe, wie er sie nie gefunden hat.
Es ist spät im Jahr; es ist spät.
Rosiger Lampenschein webt,
Und ein fröstelnder Hauch der Einsamkeit schwebt
Um den Kelch, der voll halbentblätterter Rosen steht,
Die mir — sterbend — den Abend seltsam gewaltig
belebt.

•

Im Ofen verfallende Flammen,
Und die Stube voll Pfirsichduft.
Mein alter Hund schrickt zusammen,
Weil meine Stimme ihm plötzlich ruft.
Auch er ist der Worte entwöhnt.
Dann legt er den Kopf mir ans Knie,
Und schaut mich an.
Ob ich wohl nie,
Nie mehr später vergessen werde,
Die stillen Abende am einsamen Herde,
Die mit Zauber und Schauern angetan.
Und wo des Hundes alte Augen versöhnt
Allzu herbe Gedanken,
Die aus dem Becher dieser Einsamkeit
Schneekühle Nahrung tranken.

•

Wie gut das ist, wenn rings der Schnee sich türmt,
So hoch, daß er die Pfade selber schirmt,
Daß keiner kommt ins schweigsame Asyl.
Wenn durch der Stunden leis bewegtes Spiel
Gedanken schreiten, schwer in Stahl und Erz,
Als Kämpfer, die hin zur Arena wallen,
Um dort zu siegen oder dort zu fallen,
Wie es ein jeder wert.
Kein Jubel lohnt, kein Wehlaut stört,
Weil nur das Feuer wacht, und nur mein Herz,
Das schweigen lernte, schweigen zu dem allen.

Hohnlachend rast der Herbststurm ums Haus
Und zerrt an den letzten rotblättrigen Ranken.
Aber mein Feuer geht noch nicht aus;
Meine Lampe brennt; und meine Gedanken
Lassen sich nicht vom Todessang,
Den der Föhn im Herbst singt, übertäuben.

Seinem Klingen wird leiser Widerklang:
Heißer Föhn, es wird nicht stets Spätherbst bleiben.
Du fliegst als ein andrer im März.
Der Herbststurm rast, meine Lampe brennt,
Und als sei es das heiligste Sakrament,
Hütet sein leises Lächeln mein Herz.



Einsamkeit



Zwischen Trauer und Trotz deine Straße wandern
Ganz allein,
Mußt du können.
Oder du mußt es den andern gönnen,
Deine Retter und deine Richter zu sein.

Der Laut von verhallenden Tritten
Und eine entgleitende Hand.

Heut hab' ich das Band zerschnitten,
Das heißgeliebte Band.
Ich wollte dir treulos werden,
Dir, der meine Jugend geweiht.
Schön wurde es auf der Erden,
Oh, so wunderbar schön zu zweit.
Vor ein paar Menschenworten
Hätten sich um ein Haar
Meines Herzens innerste Pforten
Aufgetan — wunderbar.
Und der Zauber schwoll höher und heißer.
O Gott, es ist ja vorbei.

Blutet das Herz nicht schon leiser?
Ward nicht schon leiser sein Schrei?
Du hast die mächtigen Bogen
Über mir wieder gebaut,
Einsamkeit, die mich erzogen,
Einsamkeit, der ich vertraut.
Einsamkeit, Mutter der Schmerzen,
Herbe Meisterin du,
Neige dem darbenden Herzen
Dich beschwichtigend zu.

Die Stimme der Einsamkeit
Fliegt mit dem Schneesturm ums Dach,
Und singt:
Die Totenklage allem, das zerbrach,
Lebensgruß allem, das sich aufwärts ringt.
Sie singt
Laut über des Sturmes Stoßen
Von ihrem Mutterrecht an allem Großen.

Draußen wie ein brandendes Meer
Die Welt, die so weit.
Und die große Einsamkeit.
Heimat, Heimat, jetzt halte stand!
Dein heiliges Band
Ist mein letztes. Ich habe nicht mehr.
Alte Heimat, ob Sturm oder Flut
An mein Leben schlägt,
Das auf deinem heiligen Grunde ruht,
Das weiß ich: er trägt.

Das letzte Rot des Herbsttags will verfallen,
Vor mir erschließen sich des Laubwalds Hallen.
In allen Tönen leuchtet Gold von oben,
Ein Schimmer hält die Stämme selbst umwoben,
Und rings am Boden breiten sich des satten
Buchen- und Ahornlaubs rotgoldne Matten.
Kein Laut durchdringt des Walds geweihte Weiten,
Wie mag es sich durch dieses Schweigen schreiten?
Ich scheue vor dem Klang der eignen Tritte,
Es ist so weit bis in des Waldes Mitte.
Bald wird die Dämmerung mich auch erreichen;
Vor, hinter, neben mir den Wald durchschleichen.
Ich kenne jeden Steig — und bin verirrt.
Der Wald im Sterben hat mich so verwirrt.
Ein Schauer faßt mich bei den ersten Tritten,
Als seien alle Pfade abgeschnitten,
Als wär' nur noch der eine Weg bereit,
Der hinführt in des Sterbens Einsamkeit.

Einsam bist du durchs Leben gegangen,
Einsam bist du am Kreuz dann gehangen,
Menschensohn.
Regt sich ein flüsternder Wind?
Oder sprichst du, ein Leidenslächeln im Ton:
Einsam wirst du durchs Leben gehen,
Einsam wirst du am Todestor stehen,
Menschenkind.


Zwielicht



Leis streift die Sehnsucht an die Scheiben,
Und leise sagt mein Herz: geh ein!
Wir müssen gute Freunde bleiben,
Sonst müßten wir bittre Feinde sein.
Du kannst mich mit steinerner Stummheit schlagen,
Aber du lächelst . . . wollen wir
Durch die stille Nacht deine Lieder sagen?
Ich mit dir?

Mir ist, als hätt' ich einen Weggenossen,
Des feste Hand auf meiner Schulter liegt.
Ernstblickend, wortkarg und so streng verschlossen,
Wie jene sind, die nur gar schwer gesiegt,
Mit fremdem Lächeln für die fremden Leute.
Und niemals bleibt er einen Schritt zurück;
Und niemals gehe ich von seiner Seite.
Ob's ein Gefährte wird für fernes Glück?
Mich dünkt daß Glücksgefährten anders schreiten.
Mich aber kann kein anderer geleiten,
Und ginge es durch alle Ewigkeiten,
Selbst wenn mein Schicksal sich zum Wunder webte.
Mag das Gewes'ne mehr und mehr verklingen,
Eins läßt sich nimmermehr zum Schweigen bringen:
Das Jahr, das letztdurchlebte.

Ob du auch kannst, das frägt das Leben nicht,
Nur daß du mußt, das sagt dir sein Gesicht,
Das heut durchwogte, morgen regungslose.
Und wenn du dann den letzten Schrei noch stillst,
Und dein Gesicht zeigt jenem, daß du willst,
Dann ist die Tat getan, die eine ... große ...

Nicht mehr.

Die Nacht hat schon so viel entschleiert,
Von dem, das nicht für unsre Augen taugt.
Mir bangt, daß sich mein Blick dort festgesaugt,
Wo man im Zwielicht steter Stille feiert.
Und dieses Zwielicht dämmert mir ins Leben,
Und diese Stille drängt mir in die Tat.

O starkes Leben, schaffe selber Rat!
Zwing mich, o zwinge mich in deinen Fron,
Und laß mich deine schwersten Lasten heben.

Ich glaub' mich manchmal unbelastet schon.

Die Frühlingsnacht webt wieder durch die Gassen
Die Schleier einer weichen Dunkelheit,
Die Baum und Haus den leichten Umriß lassen,
Und doch scheint alles wie aus andrer Zeit.
Als sollte in der Brunnen leises Singen
Bald Oberons verlorner Hornruf klingen.
Als käm' der Elfen bleicher König bald
Herein aus seinem lenzumfangnen Wald.
Als müßte hier von seinen dunklen Brauen
Der strenge Bann der Schwermut niedertauen.
Als stünde jedes Wunder vor den Toren,
Als kehrte alles wieder, das verloren.
Als sei das große Glück schon fast erwacht.

Nur ein paar Zweige schwer von Knospen beben,
So herzverwirrend ist das stille Weben
Der Frühlingsnacht.

Leis spielt mit den zitternden Pappelzweigen
Des Mondlichtes Flut,
Wie eine zärtliche Hand es tut.
Unter dem wundersamen Schweigen
Umkreisen des Baumes gewaltige Krone
Zwei dunkle, lebenswarme Schatten,
Spitzflüglich, lautlos.

Meine Augen hatten
Kaum Zeit, den raschen Kreisen nachzuhasten.
Das kehrt stets wieder, immer wieder, ohne
Für eines Wortes Dauer nur zu rasten.
Die Fledermäuse haben mich gerührt,
Als hätt' ich ihren Herzschlag mit gespürt.
Ein kleiner Schatten, ein durchpulster Hauch,
Und doch ein Leben und ein Schicksal auch.
Wohl eine Stunde hielt dies Spiel mich fest,
Dann hat ein stummer Schmerz mich fortgetrieben,
Fein — wie er sich im Wort nicht fassen läßt.
Mich dünkt, es zieht mein Herz in seiner Weise
Auch also lautlos immer gleiche Kreise
Um einen lieben,
Geliebten Namen, den ich heimlich trage
Und nur dem alten Baum zuweilen sage.

In Nebelschleiern steht die Welt,
In silbergrauen Nebelfalten.
Es kann kein Bild sich scharf gestalten,
Weil fließend jeder Umriß fällt.
Alles um mich ist fein und wesenlos;
Gelöst von aller echten Erdenschwere.
Und mir im Herzen — — — eine kühle Leere,
Und eingeschleiert alles, das verfloß.

Bald kommt des Sommers allerreifste Zeit.
Ich schaue über weite, weiche Wiesen,
Die wieder überflattert sind von diesen
Millionen kleiner schwarzer Schmetterlinge.
Und manche feine weißrändrige Schwinge
Fächelt zitternd auf meinem schwarzen Kleid.
Dunkle Geschöpfchen ihr in lichten Tagen,
Stets hattet ihr mir Heimliches zu sagen.
Heut schaue ich in stiller Eitelkeit
Die zarte schwarze Zier auf schwarzem Kleid.
Und ein Gedanke gaukelt rätselvoll:
Wie wär' es wohl
Mit diesen dunklen, ungezählten Scharen,
Ein Ungezählter mehr, dahinzufahren
Aus einem Sommertag des Lichts
Ins Nichts?

Tage voll Not und Verzagen,
Voll hoffnungslosem Tragen,
Voll schwerem Schmerz.
Tage, wo draußen die prangenden Wiesen
Und Wälder vom Daseinsglück überfließen.
Zwinge, zwinge die beiden Flammen,
Wie in einen zitternden Kelch zusammen,
Und zerspring mir nicht — Herz!

Noch hegt der Frühherbst seine roten Rosen,
Die heißen, mit dem lebensstarken Duft.
Noch liegt der warme Schimmer in der Luft,
Doch auf den Wiesen blühen Herbstzeitlosen.
So vieles ist. — — —

Doch etwas ist zerflossen.
Durch jedes Bild zieht sich ein feiner Sprung.
In jeden Becher hat Erinnerung
Den Tropfen Herbstzeitlosengift gegossen.

Die Welt steht in Herbstglut. Mein Herz ist stumm
Und denkt vergangener Tage.
Des Herbstes Fülle, des Sterbens Klage
Und des Lebens heißes Warum?
Spielen im Dreiklang mir auf zum Tanz.
Aus blutrotem Weinlaub der flatternde Kranz,
Den ich gewunden habe,
Soll er leuchten beim Kirchweihtanz?
Oder flammen auf einem Grabe?

Tiefrote Rosen schaun zu mir empor,
Ein reicher Strauß, nicht eine Spätherbstspende.
Doch hat der späte Herbst den Nebelflor
Schon hingebreitet über das Gelände.
Und wie ein Zauber strömt es aus den Rosen.
Die tiefe Glut in dieser kargen Zeit!
Sind sie erblüht in Felseneinsamkeit,
In Laurins Garten, jenem wegelosen?
Und brennt des Zwerges stumme Herzensnot
Aus diesem stummen, diesem heißen Rot?
Dies Schicksal, das die Sage grau umzieht,
Ist jung aus Rosenkelchen mir erblüht.
Schaut fremd und doch vertraut mir jetzt entgegen.
Laurin,
Mag auch der Strauß verblühn,
Ich werde deine roten Rosen hegen.

All meine Sehnsucht sucht ein stilles Grab,
Und doch bin ich dem Leben treu verpflichtet,
Das mir die starke Kraft der Jugend gab.
Der großen Macht, die schafft und die vernichtet,
Hat meine Hand nicht täppisch vorzugreifen.
Hier ist der Platz.
Meine Gedanken schweifen
Fernab um meiner Heimat kleinen Garten;
Dann um das Arbeitsfeld, das Gott mir gab,
Denn ich bin jung, und manche Menschen warten.
Und immer wieder doch: das stille Grab,
Von dem mir einer Stimme fernes Klingen
Ein leises, gütiges Geheimnis kündet.
Es ist mir bang, daß sie die Weise findet,
Den guten Willen leis in Schlaf zu singen.

Aber das Schicksal nimmt uns an den Händen
Und führt uns vorwärts auf dem schmalen Steg.
Unter den Tritten zittert leis der Weg;
Verhängnisvoll wär' jedes Rückwärtswenden.
Die Führerhand ist nicht von weicher Art,
Und wortlos geht es fort auf solchen Strecken,
Und es geht gut.

Mit plötzlichem Erschrecken
Wird es uns später klar in sanften Zeiten,
Wie hart noch heut die Griffe unsrer Hand,
Wie herb die Schweigsamkeit, die nimmer schwand,
Seit jenem Vorwärtsschreiten.

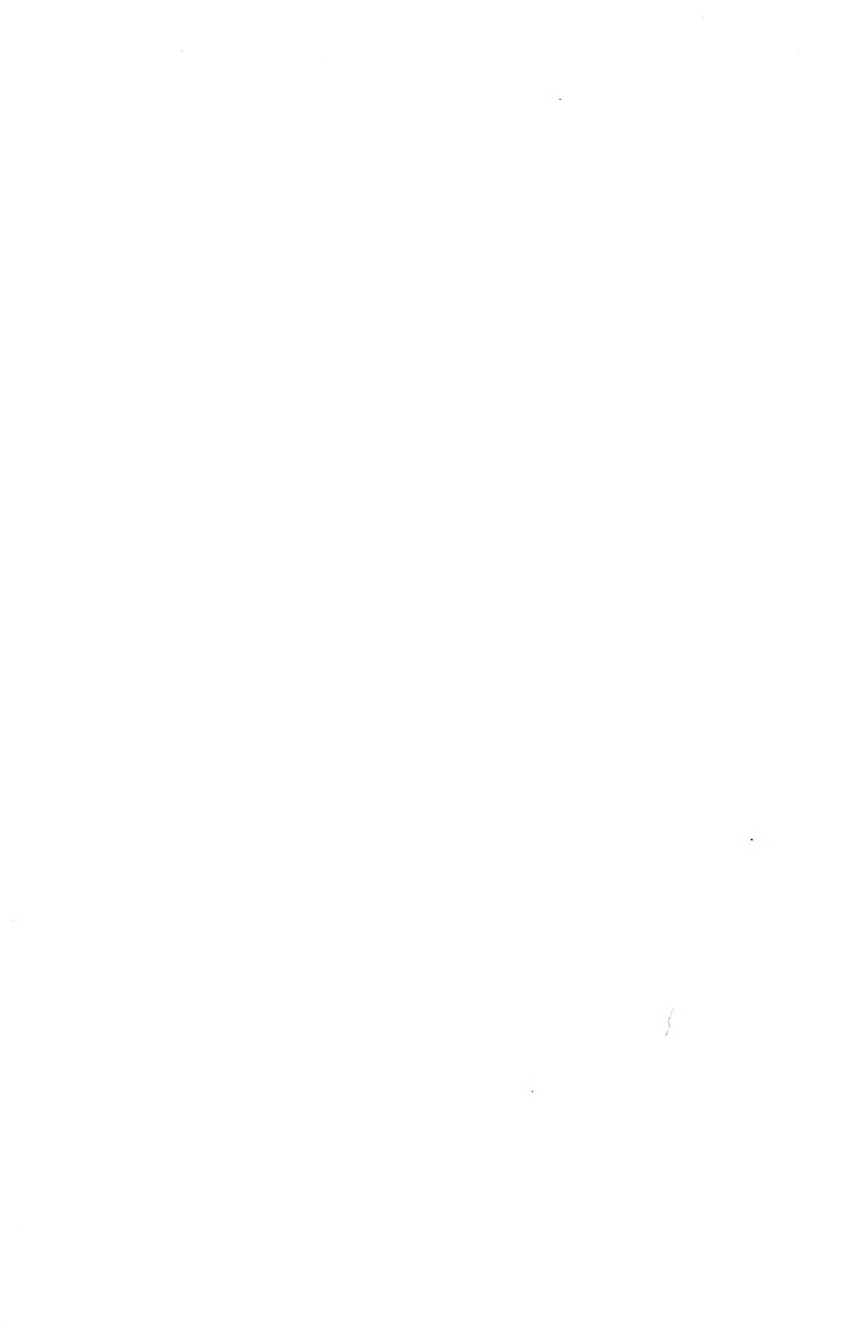
Der erste feine Schnee liegt auf dem Feld.
In Nebelmassen ging der See verloren.
Lichter vom Dorf. So ist heut meine Welt
Am frühen Abend. Sie scheint auserkoren
Für Menschen, denen jeder Laut ein Leid,
Die aus dem Kelch der Schweigsamkeit genossen
Den herben Trunk — nachdem für alle Zeit
Wesen und Wort verschlossen.

Wer kennt sie denn, die wunderlieben Stunden,
Aus denen jeder Widerstreit entschwunden,
Die weiche Schwingen spannen, lautlos, weit,
Die Stunden tiefdurchlebter Einsamkeit.
Zum Schleier webt sich Wahrheit da und Wahn.
Gewes'nes klingt mit fernen Glocken an;
Klingt an — — — und wird so bald zu neuer Stille.
Die zarte Fülle
Der scheuesten Gedanken regt sich leise.
Wie um Dornröschens Schloß im weiten Kreise
Der Hauch der Rosen wehte durch die Luft,
Weht durch die Zeit
Der Hauch der tiefdurchlebten Einsamkeit
Herb — wie Wacholderduft.

Heut glaube ich, daß ich an dir erstarkt.
Und gestern glaubt' ich mich von dir zerbrochen.
Wie einer Ware auf des Lebens Markt,
Hab' ich mir Wert und Unwert zugesprochen.
Und alle Qual, die zwischenhin geflutet,
Hat ausgeblutet.
Heut dünkt es mich, als könnte ich verstehen,
Daß auch Geliebte nur vorübergehen.
Daß auch das Tiefste, das geschehen mag,
Sich wandeln muß wie jeder Erdentag.
Als käm' ein Tag, an dem ich still gestählt,
Durch der Erinnrung tiefen Garten gehe
Und horche, was der Wind von dir erzählt.
Und mit dem Wunsch die Abendfärbung sehe:
Was mir von dir und jener Zeit gelassen,
Es möchte so im weichen Licht verblassen.

Ich kenn' sie auch, die wunderlichen Zeiten,
Durch die wir still und willig vorwärts schreiten,
Wo's hinter uns — so wie sich Nebel breiten —
Sich dämmernd hindehnt zu Vergangenheiten.
Ich kenn' den Pulsschlag solcher Zeiten gut.
Ich weiß, wie weh dann fremdes Weinen tut,
Wie es zu hoffnungsloser Abwehr reizt.
Die Zeiten, wo man heimlich selbst so wund,
Ein doch vergeßnes Lächeln um den Mund,
Um fremdes Lachen geizt.

Herzeleid



Frau Herzeleid geht durch mein Haus
Mit aufgehobenen Händen.
Langsam löschen die Lichter aus,
Schatten kriechen hin an den Wänden.
Doch biete ich ihr ein Stücklein Brot
Und einen Becher Wein:
Nimm das Gastrecht, es ist dein.
Heilig soll der Herd dir sein,
Heilig soll der Gast mir sein
Im Leben und im Tod.

Es blutet stiller schon,
Es stürmt schon leiser.
Der Gram bäumt sich nicht mehr wie ein unbändig
Roß,
Verklungen ist der erste schrille Ton.
Erfahrung deutet wie ein Wegeweiser
Hinaus auf dies und jenes, das verfloß.
Erfahrung sagt: es ändern sich die Zeiten;
Es kommt ein Tag, da tut es nimmer weh.
Und dann?

Ein endlos Feld, bedeckt mit Schnee,
Oder mit Sand bedeckt die kahlen Weiten
Zum Weiterschreiten.

Bergwind, mein wilder, wilder Gefährte,
Kühle mir Stirne, Augen und Herz.
Ich trage über die steinige Erde
Auf heißem Herzen steinernen Schmerz.
Bergwind, du liebst doch auch deine Firne,
Wenn du dich an ihre Brüste schmiegst,
Und du küssest doch ihre Felsenstirne,
Wenn du ihr singend vorüber fliegst.
Doch dein fliegendes Wesen ist ungebunden,
Wenn ihm die Sehnsucht die Fittiche strafft,
Du weißt nichts von Banden und nichts von Wunden,
In denen ein anderes Wesen erschlafft,
Das sich auch gern in Liebe verklärte;
Einer Liebe, die stark ist wie Sturm und Stein.
Bergwind, mein wilder, wilder Gefährte,
Folg deiner Freiheit,
Laß mich allein.

Du meine liebe Abendglocke sprich,
Bist du so anders oder bin es ich?
Wenn sonst von deinen lieben, weichen Lauten,
Weiche, liebe Gedanken niedertauten,
Die dann im Herzen goldnes Klingen schufen —
Klanglos und glanzlos läßt mich jetzt dein Rufen.
Hat denn dein Klöppel all sein Gold vertropft?
Hat denn mein Herz zu eisern hart geklopft?
Daß unser schöner Zweiklang nimmer klingt?
Nur manchmal dringt
Noch ein Gebet bei deinem Klang empor.
Das kommt mir vor
Wie ein Nachtfalter, der im aussichtslosen
Flattern an einer Scheibe sich zerstoßen
Und den ein Zufall noch zuletzt befreit.
Nun dehnt die Nacht sich weit.
Die dunkle Nacht, die auch dem Falter bleibt,
Der seiner Schwingen feinen Schmelz verstäubt.

Es schleifen die Nebelfrauen
Gewänder und Haare so schwer.
Wie wundersam kommen die grauen,
Bewegten Abende her,
Die vor den verschlossenen Scheiben
So trügerisch stille stehn.
Doch draußen ein leises Treiben,
Ein Fächeln und Streifen und Wehn.
Ringsum nichts laut und gewaltsam;
Nur das Begrabne erwacht
Gewaltig und unaufhaltsam —

Gott gnade dir diese Nacht.

Und jede Nacht derselbe dunkle Traum:
Es steht ein wundersamer Kahn bereitet,
Für dich bereitet; doch er hat nicht Raum
Für so viel Herzeleid, wie dich begleitet.
Für keinen zweiten gibt es Raum im Kahn.
Du steigst hinab — unhörbar schon dein Schreiten —
Du gehst zum Sterben — faßt's mich eisig an.
Zum Sterben — und ich darf dich nicht geleiten.

Die Winterschönheit spannt sich still und klar
Durch die Alleen über Wall und Graben.
Nachdem wir lange sie genossen haben,
Sprach mein Gefährte, der erst schweigsam war,
Mit weichem Nachdruck: Wie das wunderschön!
Und plötzlich fuhr die Glut mir durch die Glieder,
Was ich beschwichtigt glaubte, wachte wieder:
Ein blauer Frühherbsttag, durchweht von Föhn,
Geranien, Nelken und Begonien brannten,
Die jungen, nestentwachsnen Schwalben spannten
Die blauen Flügel aus zum Probeflug.
Wir sahn uns wortlos an — das war genug;
Und tapfer schickten wir uns an zum Scheiden.

Keins von uns beiden
Hat heute noch die ungebrochne Kraft.
Es war zu schwer. — — —
Und wunde Leidenschaft
Frägt in den Winterglanz: was ist denn schön?
Schön, wie ein blauer Frühherbsttag voll Föhn? —

Es wächst der Tag. Die frühe Abendstunde
Streut noch kein Dämmern in die Straßen nieder.
Der Schnee auf der Altane schmilzt schon wieder.
Mir klingt es fernher von geliebtem Munde
Und mit geliebtem, so geliebtem Laut:
Halt tapfer aus, bis erst der Märzschnee taut,
Bis zu des Frühlings allererster Spur,
Nur bis die Tage wachsen, warte nur. — —
Und täglich früher scheint das Morgenlicht,
Und abends dämmern später stets die Schatten.

Oh, daß wir Toren nicht erwogen hatten,
Wie das die Kraft zerbricht,
Wenn dann der Tag sich dehnt, der Schnee zerfällt,
Wenn's Frühling werden will dann auf der Welt.

Manchmal besinn' ich mich, wie es denn war,
Vor sich der Panzer um mein Herz geschlossen,
Wo noch so vieles an dies Herz geflossen
Wie warme Wellen weich und wandelbar.
Manchmal besinn' ich mich, wie weh das tat,
Wenn jedes harte Wort getroffen hat.
Und ich besinne mich so scharf und gut.

Aber wie weh das tut,
Wenn auch der Liebe Laute niedergleiten,
Wenn's still wird, still, ganz still von allen Seiten,
Wenn keine Hand das Innerste erreicht,
Alles sich dämpft, sich abstumpft und verbleicht.
Auf diese tiefe Einsamkeit tief innen
Will ich mich nicht besinnen.

Jetzt ist es gut. Jetzt stehst du fest und frei,
Und deine schönen Augen scheinen heller.
Ich glaub' es selbst, das schwerste ist vorbei,
Die Tage rinnen lichter nun und schneller.
Dein neuer Mut, dein junges Lächeln sagen
Bezaubernd süß, daß ich dich treu getragen.
Du, meines Lebens lieber, lieber Schein,
Geh schimmernd nur zu deinem Schicksal ein.
Ob unter deiner meine Kraft auch bricht:
Ich war der Leuchter gern für dich, mein Licht.

Heimat, auch du kannst mir versinken?
Auch deine Zauber werden leer?
Die hellen Fensterscheiben blinken
Über die Wiese zu mir her.
Ins Buschwerk wie ein Tier verkrochen,
Schau ich hinüber zu dem Haus,
Als hätt' ich Lieb und Treu gebrochen,
Als wäre alles, alles aus.
Wenn ich auch wieder heimwärts wandre,
Ich weiß, mein Herz, das lautlos drängt,
Ist heimatlos wie jenes andre,
An dem es unabwendbar hängt.

Und jeder Abend in derselben Art.
Wenn mich die Dunkelheit ins Haus getrieben,
Dann wird ein weißes Blättchen vollgeschrieben,
In dem der Tag sich wieder offenbart.
Bald schimmert Herbstgold oder Nebel brauen.
Es singt ein Ton von Zagen, von Vertrauen,
Von Arbeitsglück, von bitterem Mißlingen,
Von eines Lebens wechselvollen Dingen.
Achtlos schiebt meine Hand das Blättchen fort.
Ah, hinter all den Worten liegt ein Wort,
Davon mein Mund die langen Tage schweigt,
Ein Ton, den nächtens mir die Sehnsucht geigt.
Es loht empor wie eine Flammengarbe;
Wohl borgt der Tag sich Klang und Form und Farbe,
Und jeder mag verschieden drum erscheinen —
Sie sind es nicht,
Denn jeder ist durchzogen von dem Einen,
Dran meine Kraft zerbricht.

Es ist so still in meinen engen Mauern,
Nur späte Dahlien und Astern schauern.
Sie sollten hier den Nachtfrost überdauern
Geborgen — aber ihre Sterne trauern.
Ich hab' es zärtlich ja mit euch gemeint,
Ihr letzten Blumen, die ich liebe, liebe,
Wie man ein Glück liebt, das ein letztes scheint.
Es steht die Herbstnacht draußen, sterndurchglüht,
Ein später Herbst durch mein Gedenken zieht,
Föhnschwer und trübe.
So stille ist's in meinen engen Grenzen;
Nur späte Dahlien und Astern glänzen . . .
Zu meines Lebens Allerseelenkränzen
Kam jüngst ein dunkler mehr — sie zu ergänzen.
Der schickt in dieser Stunde stilles Sein
Quälend seinen halbwelken Duft herein.
Und Duft um Duft ist wieder aufgewacht,
Und Kranz um Kranz blüht auf . . .

Oh, diese Nacht.

Es ist ein Sieg. Ich trag' die Stirne hoch;
Und kann sie hoch selbst vor mir selber tragen,
Um wieviel mehr vor allen andern noch.
Doch oftmals, wenn die Mitternacht geschlagen,
Dann findet sie mich mit gebeugten Knien,
Vor jener Kraft, die mir die Kraft verliehen.
Und wenn die Nacht im Morgengrau verdämmert,
Halt ich die Hand noch immer auf dem Herzen,
Das hämmert, hämmert,
Um dieses Sieges Schmerzen.

Totenopfer



Droben brennen die Sterne,
Drunten brennt mein Herzeleid.
Noch eine kleine Zeit,
Dann bist auch du in der Ferne
Wie die Sterne,
Und tiefer noch wird meine Einsamkeit.

Schon senken sich langsam die farbigen Schleier,
Die zärtlich die sterbende Erde umweben.
Reif geworden, steht stummes Leben
Noch zu kurzer Feier
In Feldern und Gärten.
In stummem Kampf gegen des Sterbens Härten
Sucht mein Herz Tag um Tag
Mit Liebe und Lachen und Zärtlichkeiten
Weiche, farbige Schleier niederzubreiten
Vor den Füßen, die zaudernd den Todesweg schreiten.
Daß er — bis er jählings endet im Nichts —
Dem Wandernden immer noch scheinen mag
Wie ein Pfad voll herbstbunten Lichts.

Es geht die Reife durchs Land.
Sensen surren.
Ohne Murren
Fallen die Halme dahin.
Mit wieviel heißer Not
Löst sich ein Menschenleben
Von allem, das seelig schien,
Um sich hinzugeben
Dem Schnitter Tod,
Der umgeht, die Sense in sicherer Hand.

Du Geheimnis, du großes:
Aus dem Heim des Erdenschoßes,
Aus dem Muttergrund hinüber zu streben
In die große Allheimat, ins formlose Leben;
Nur ein Hauch, eine Welle mehr
Zu sein;
Wie schwer
Gehst du in Menschenherzen und Menschenwillen ein.

Weiße Narzissen stehn auf meinem Tisch,
Sie sind aus einem dunklen Grab entsprossen,
Schimmernd wie Schnee und noch voll Tau, der frisch
In ihre Kelche abends erst geflossen.
Mit diesem Strauß, den Schönheit fremd umlastet,
Hab' ich an dein mir fremdes Reich getastet.
Mit diesen Blumen, die dem Grab entsprossen,
Hätt' ich des Grabes Riegel gern erschlossen.
Es ist die Welt so schön in diesen Tagen,
Was wüßtest du an Schönheit mir zu sagen!
Schneeiger leuchten der Narzissen Sterne.
Dein Bild verdämmert in so weiter Ferne,
Daß ich mich endlich wunschlos von dir wende.

Und dunkle Schönheit scheint dein frühes Ende.

Im hohen Sommer die heißen Tage,
Die weihe ich dir.
Wie ich das Jahr lang mein Leben trage,
Steht einzig bei mir.
Doch wenn die Rosen am reichsten prangen,
Dann kommt die Not
Unerbittlich zu mir gegangen:
Du bist ja tot.
Da verschließe ich allem Blühen und Leben
Das Herz und den Blick.
Da muß ich geballte Fäuste erheben
Gegen mein Geschick.
Ich habe mich, um dir nicht nachzusterben,
Von dir befreit.
Aber die Sommertage werben!
Das ist deine Zeit.

Und deine roten Gladiolen brennen,
Und späte Rosen sind auch noch erblüht.
Der heißgefärbte Herbst, wie wir ihn kennen,
Wie der jetzt glüht.
Jetzt hege ich die wilden Farbenflammen,
Im engen Gärtlein schlagen sie zusammen,
Braun, Gold und Purpur leuchten allerwärts.
Ich gehe unter leisem Blätterregen
Durch all die Glut auf stillen Gartenwegen
Und schaue mir den Tod ins eigne Herz.

Mein Kamerad, du hätt'st nicht sterben sollen.
Und scheine ich gestählt in Sommertagen,
Wie soll ich jetzt den schimmernd zaubervollen,
Den farbenheißen Schmelz des Herbstes tragen?
Der ist zu schön, um ihn allein zu schauen.
Und in der Schönheit diese stumme Not.
Dem Herzen, dem im tiefsten Grund der Tod
Sein kühles Siegel schmerzhaft aufgedrückt,
Ah, solchem Herzen graut
Vor diesem wilden, bunten, heißen Sterben.
Vor all der Glut, die doch nur zum Entfärben,
Sich zum Verbluten schickt.

Der Abend geht einher in feinem Duft.
Rot brennt ein Ahorn dicht am blauen See.
Goldfarbne Binsen neigen leis die Spitzen,
Die blanken Kiesel am Gestade blitzen,
Und eine Stimme ruft
Woher — wohin — es ist ein seltsam Werben:
Woher — vom Tod; wohin — ins Sterben.

Evoe, ich trink' dir traurig zu,
Toter Lebenskamerade du.
Miteinander haben wir getrunken
Aus dem Becher voller Lebensfunken.
Heute hebe ich zur Scheidestunde
Der Erinnerungen Kelch zum Munde,
Heiß wie Feuer — kühl wie Schnee —
Vor ich aus der Jugend Toren geh,
Die dein Tod mir zuschließt — Evoe!

Wieder fahren die wilden, späten
Herbststürme um mein Haus,
Die niederreißen und niedertreten
Und streuen das Sterben aus.
Wieder schau ich durch lange Tage
Und längere Nächte hinein
In die Trauer, die ich trage,
Wie Feuer heiß und schwer wie Stein.
Ich weiß, wie die Stürme ans Fenster geschlagen
Das Jahr vorher,
Wie ich an meinem Leid getragen
Heiß und schwer.
Es hat das Jahr seine Wunder vollendet,
Die Ernte kam ein auf allen Wegen,
Mir hat's eine neue Wunde gespendet.
Herbstlicher Erntesegen:
Neues Wissen vom Tod; eine neue Leere,
Ein Aschenhäuflein ...
Die Stürme branden,
Als ob mein Haus eine Klippe wäre
Im Weltmeer; als hätten sie mich verstanden,
Wenn ich in der Stille, wo's keiner sieht,
Schweigend die Stirne neige und träume,
Ob das Sterben im Sturm nicht über mich zieht,
Wie draußen über die armen Bäume.

Losgerissen



Jene bösen Tage,
Die nur wie glimmende Kohlen
Verstohlen
Schwelen — und doch keine Flammen schaffen,
Und dich erschlaffen,
Ich sage
Tritt sie aus!
Und wirf sie als ein paar spöttische Grüße,
Dem Tod vor die alles zertretenden Füße
Schon voraus.

Schicksal, dein kläglichstes Tun
Kenne ich nun,
Und es graut mir davor.
Wenn du einen Menschen niedergerungen,
Und ihn, mit noch blutender Lebenswunde,
Hineintreibst in die Sterbestunde,
Daß vom Leben und vom Tod bezwungen
Er unterliegt,
Dann reckst du dich tölpisch groß empor,
Als seist du ein Held — und hättest gesiegt.

Wehe dem Herzen, das nicht in der Tiefe wüßte
Von einem ungekannten, sicheren Guten;
Wie des Kompasses Nadel den Norden kennt
Und nicht abläßt, ihn zu suchen.
Ein solches Herze müßte
Dem eisigen Tod wie dem Leben, das brennt,
Mit jedem Pulsschlage fluchen.

Ich hebe die Stirne empor und frage:
Ist der schaffende Gott auch der Schöpfer des
Schicksals?
Oder wäre das Furchtbare wahr:
Des Gottes Hände
Sind weich, schuldlos und unberührt,
Und das Schicksal ist seine Mutter.
Ich hebe die Stirne empor und sage:
Nein, deine Hände sind hart
Vom Formen und Bauen und Bilden.
Und deine Hände sind schwer
Vom Zerschlagen.
Und deine Hände sind rauh
Von der Glut der Tränen und Wunden.
So fordert es meine Liebe von dir, mein Gott.

Oh, wie die Zeit sich dehnt,
Wenn stumm das Herz sich sehnt
Nach Vergangenem zurück.
Wenn gewes'nes Glück
Auf das Heute sich legt als lastendes Leid.
Wenn alle Not der Vergangenheit,
Über das Heut von Traumhänden gehalten,
Sich zu wandeln beginnt und umzugestalten,
Bis sie als ein leuchtender Reichtum erscheint.
Sage, hast du sie auch erfahren,
Diese Lügen der Sehnsucht, die ewig wahren,
Denen das Herz entgegenweint.

Ärmliche Tage,
Karge Wochen,
Die sich zu gleich kargen Monden gestalten.
Und eine unbewegte Stimme, die gesprochen:
Sage,
Ist es schwer, standzuhalten?
Die Barbarenmutter, das uralte Leben,
Hat ihrem ersten Kind ein Wiegenlied mitgegeben,
Das noch heute weitersummt
Durch die Welt:
Was nicht stehen kann, fällt.
Was nicht fest ist, zerbricht.
Was nicht stark redet, verstummt.
Mein Kind, täusche dich nicht.

Das alte Lied: erst lieben und dann leiden.
Der alte Fluch: erst lieben und dann verlieren.
Der alte Wahn: Liebe, Leid und Verlust zu ver-
winden.

Menschheit, hast du dich an den drei uralten
Gifttropfen noch nicht müde gesogen?
Zum Vergehen müde. Heut will es mich dünken,
Es wäre Zeit.

Schweigen —
Und sich dem Geschehen neigen,
Dieweil aufwärts steigen
Wilde, widerstrebende Gedanken,
Die gegen die ehernen Schranken
Des Schicksales prallen;
Und dann niederfallen
Wanderfalken gleich, die sich Hirn und Schwingen
zerstoßen.

Von allen Losen,
Die die allmächtige, gleichmütige Hand
Über die Welt hinschüttelt, ist keines,
Das mein wägendes Herz schwerer zu tragen fand;
Drum ward dieses auch meines.

Im Einklang



Nur eines nicht:
Nicht zweifeln an dem Licht,
Scheint es auch mir nicht her.
Nur nicht die Augen schließen vor dem Guten,
Das jedes Leben hat,
Und wäre es nicht mehr
Als auf des Schmerzenskelches Fluten
Ein verflattertes Rosenblatt.

Ein grauer Lenztag faltet seine Schwingen,
Um still, wie er erklang, auch zu verklingen.
Er brachte nichts als ständig leisen Regen,
Ein schleierhaftes Licht auf allen Wegen
Und abends ein paar weiche Amsellaute.

Mein eigner Frühling schaute
Gleich mattgetönt herein in meine Tage.
So schlicht, so gläubig und so erdenfroh,
Ganz ebenso.
Ich bete nur, daß ich ihn auch so trage.

Farblose Abende hab' ich so gerne,
Die leise, wie auf nackten Sohlen schreiten.
Da scheint mir das Gewes'ne hinzugleiten
In eine tröstliche, in weite Ferne.
So schau ich stille, was ich heut gelitten.
So schau ich still, um was ich heut gestritten.
So schau ich stille, was mir heut geriet.
In großen Wellen zieht
Es mir vorüber.
Dort hinüber,
Wo gleich gewertet eins ins andre greift.

Das ist die Stunde, die mein Lächeln reift.

Ist auch der Himmel wolkenüberhangen,
Wir werden doch ins Sonnenlicht gelangen.
Ist auch der Tag mit Arbeit hart belastet,
Wir kommen dahin, wo sich's ruhig rastet.
Ist auch des Lebens Weg voll Staub und Stein,
Am Ziel wird sammetweich der Boden sein.
Wir pflücken Blumen, werden Früchte ernten,
Und unser Schmuck: ein Lächeln, das wir lernten.

Wenn sich die stummen Tage mehren,
Laßt uns den Kindern Lieder lehren.
Wenn sich im Herbst die Nebel breiten,
Laßt uns das Feld zur Saat bereiten.
Und fiel ein Baum in wilden Stürmen,
Laßt uns die jungen Stämmlein schirmen.
Wird's nimmer Weihnacht uns im Herzen,
Dann zünden wir die Weihnachtskerzen,
Denn unser Bestes strebt auf starken Flügeln
Ins junge Leben — über unsern Hügeln.

Was du heute geweint, ist dein.
Dein auch, was du heute gelacht.
Was du gezittert, gehofft, geträumt,
Leg es zur Seite ungesäumt.
Des forttreibenden Lebens Macht
Frägt ganz allein:
Sag an,
Was du heute getan?

Von den Tagen
Getragen zu werden,
Ist das Los der einen auf Erden.
Jedoch sie zu tragen
Im Wandern,
Ist das Schicksal der andern.

Denn unser Wesen ist von Glut umwebt,
Und nur das eine muß sich langsam klären,
Ob es dran stirbt, ob es darinnen lebt.
Es kann das Feuer härten und verzehren,
Zerschmelzen, oder läutern und bewähren.

Ein zerrissenes Ackerland
Muß mein Fuß überschreiten.
Und ich denke zerreißender Zeiten,
Darunter mein Herz sich wand.
Heilige Lebensstärke,
Die alles furchend streift:
Äcker, Herzen und Werke,
Daß jedes reift.

Wie steil der Weg und wie schwer deine Last,
Davon wird niemals die Rede sein.
Schicke dich drein,
Daß du gestiegen bist und getragen hast;
Ein Menschengeschick war ja dein.

Nur fest
Die Zähne aufeinander gepreßt,
Und nicht nur des Lebens großes Leid,
Mit seiner Schönheit und Heiligkeit,
Auch des Alltags kleinliche Plage,
Die einfärbig graue Mühsal der Tage
Aufheben — wie man edle Lasten hebt.
Wer so sein Leben lebt,
Dem wird es wohl endlich leuchtend klar,
Daß die Last auch wirklich eine edle war.

Laß gehen, wie es gehen mag,
Aus jeder Nacht wird noch ein Tag.
Ein Funke schläft in jedem grauen Stein,
Und jede Wolke deckt nur Sonnenschein.
Und ist es dir auch nicht danach zumute:
Hinter den Dingen liegt noch manches Gute.

Hochatmend steh' ich an des Tages Schluß.
Es war ein Tag, der mir vorbeigezogen
Mit starkem Wind und hohem Gang der Wogen,
Wie er den rechten Schiffer freuen muß.
Jetzt fällt der Abend, goldverhängt und heiter.
So manches Schifflein zieht die Segel ein.
Mit still gewordnem Herzen denk' ich dein.
Was gäb's zu sagen?
Nur: „Ein Stücklein weiter."

Wie hart das Unvollkommene uns knechtet,
Einer ist da, der diese Knechtschaft sprengt.
Der große Schweiger, der nicht wägt noch rechtet,
Er ist's, der sie ins Nichts hinüberdrängt.
Denn einmal nimmt er unser aller Tun
— Ein halbgeratnes Werk aus Kinderhänden —
Läßt seine stillen Augen darauf ruhn
Mit einem großen Blick: ich will's vollenden.

Neujahr

Es kommt geschritten — wie wir es auch grüßen,
So sei der Gruß von rechter Art.
Kein Knien vor des Zwingherrn Füßen,
Nein, nur ein tiefes Sich-Erschließen,
Wie sich das Herz dem Freunde offenbart.
Da mag die Bitte sich erheben:
Oh, gib uns Gleichmaß in das Leben;
Mach's nicht zu weich, mach's nicht zu hart;
Merk auf die Tragkraft unsrer Herzen,
Dann leg ihr Maß an Lust und Schmerzen
Mit sachten Händen ihnen zu;
Und über Kämpfen, über Siegen
Lasse das stille Leuchten liegen,
Das aus den Ewigkeiten kommt wie du.

Ich denke mir das junge Jahr
Scharf wie ein Schwert und wie den Nachtfrost klar.
Es scheint zu sprechen: meine Hand ist rein;
Laß du Begrabnes auch begraben sein.
Es scheint zu sprechen: meine Hand ist stark;
Gib acht, sie greift auch dir noch bis ans Mark.
Es scheint zu sprechen: meine Hand ist gut.

Da hebt mein Herz gewaltig an zu schlagen:
Du junge Majestät, laß dir den Willkomm sagen:
Ich habe Mut.

Mein Wunsch ist kurz, mein Wunsch ist schwer:
Kein Tag zu voll, kein Tag zu leer;
Nicht nur voll Sturm, nicht ohne Wind;
Der Morgen frisch, der Abend lind;
Dazwischen starke Mittagsgluten;
Und jeden Tag einmal ein Klingen
Von Orplid her — wo Geister singen
Ewiger Schönheit ewige Gesänge.
Dann gleitet friedevoll der Tage Menge,
Reif ausgelebt im Schweren und im Guten,
Mit jenen Wassern hin, die Orplids Strand umfluten.

Und muß es sein,
Dann haue ich aus dem Stein
Ein Stück, um mein Leben drauf sicher zu gründen.
Doch lieber möcht' ich mit andächtigen Händen
Wie ein Ackersmann Scholle um Scholle wenden
Und in die Furchen die Saatkörner legen.
Und was mir dann reift an goldenem Lohne,
Könnte ich empfinden
Ohne
Doch nachklirrenden Stolz — nur als Segen.

So soll es sein:
In Mühsal und Pein
Stahlhart im Wollen und Tragen.
Doch wenn eine goldene Stunde geschlagen,
Und das Glück schaut herein,
Dann mögen die Herzen sich drauf besinnen,
Daß sie geschaffen sind den Blumen schwesterlich
vertraut,
Aus deren Kelch tief innen
Nur zarteste Schönheit schaut.

Im hohen Blau ein rascher Schwalbenzug,
Und jenes feine Schrillen zarter Kehlchen.
Mir klingt die Frühlingsweisheit klar genug
Aus solchen zartbeschwingten Vogelseelchen,
So zartbeschwingt — und doch so schwingenstark.
Es geht ein Zweiklang durch den Schöpfungswillen;
Mir dringt es immer bis ins Lebensmark,
Aus frühlingsblauem Himmel Schwalbenschrillen.

Den ganzen Tag ein rüstiges Mühen,
Ein lachendes Jagen und fröhliches Eilen.
Doch auch jeden Abend ein stilles Verweilen
Am offnen Balkon, wo Geranien blühen,
Wo zwischen Himmelblau und Wipfelgrün
Die schwarzen Schwalben große Kreise ziehn.
Und jedesmal verspürt mein Herz den leisen,
Kräftigen Flügelschlag, der taugt zu solchen Reisen.
Alles fällt ab, was irgend erdenschwer.
Es sucht den Himmel, wie's die Schwalben tuen,
Auf deren Flügeln letzte Lichter ruhen,
Nur eine mehr.

Wie spät sie kamen — jetzt sind sie gekommen.
Die dunklen Schwalben fliegen nah dem blauen,
Schimmernden See. Manch spitzes Flüglein streift
Oder ein weißes Brüstlein an die Wellen.
Sie haben mir das Herz so hold benommen
Im Schauen,
Daß es ihm ist, als spürte es die hellen,
Eisklaren Fluten selbst. Und mich ergreift
Selige Einigkeit mit Luft und Wellen.

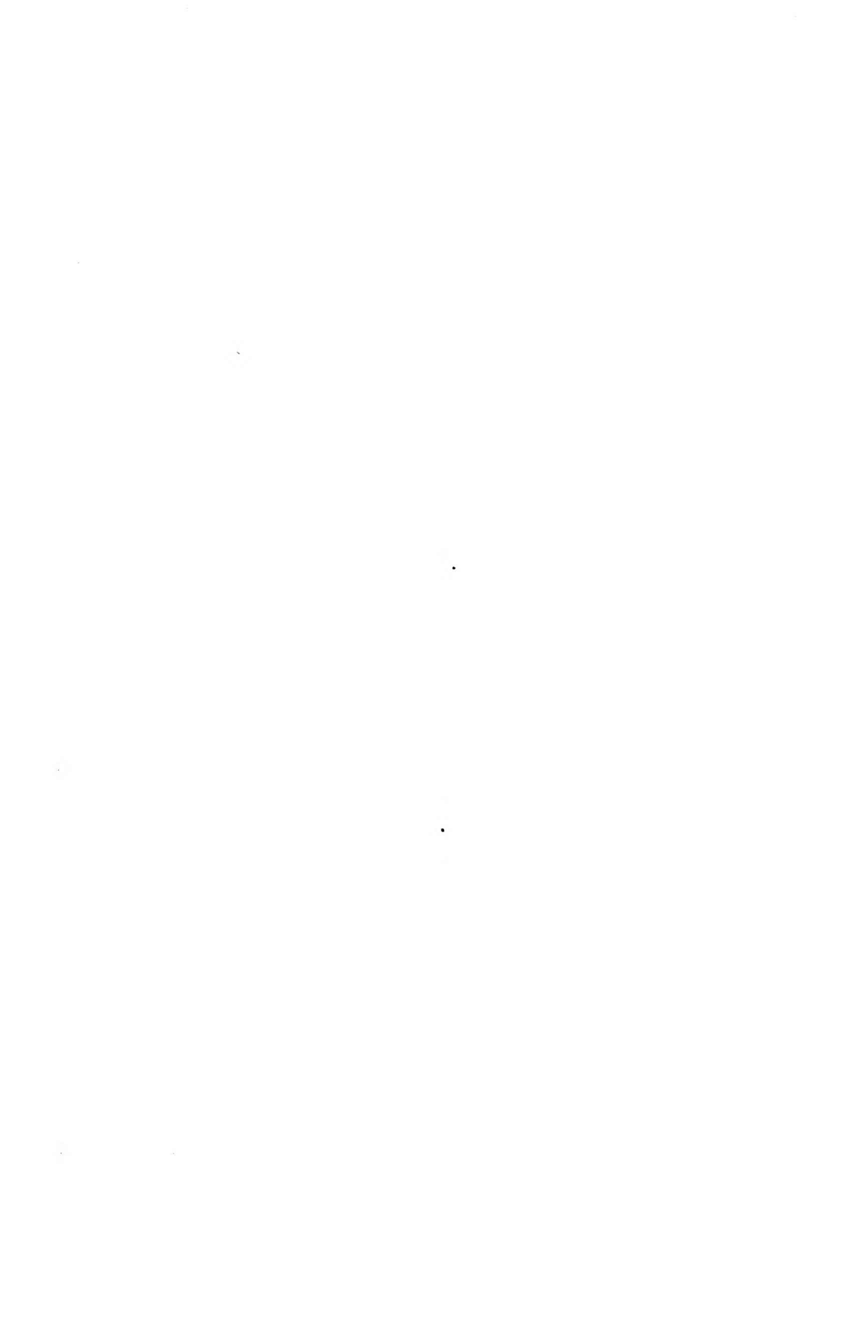
Ein Büschel Mohn, wilder, vom Feld herein,
Ist mir Symbol in diesen heißen Tagen.
Gern möcht' ich ährengleichen Segen tragen.
Wer ist erwählt?
Doch alle sind berufen,
Weil gute Mächte doch dies Weltspiel schufen.
Es ist auch selig, roter Mohn zu sein.

Fernblau der Berge, Grün der nahen Hänge,
Des Herbstes Duft und Herbheit weit verstreut.
Ich gehe meine lang vertrauten Gänge
In meiner gleich vertrauten Einsamkeit.
Und mir erscheinen unter dieser großen
Herbstklarheit manche Lebensdunkelheiten
Wie welke Blätter nur, die niedergleiten
Auf still erblühte, feine Herbstzeitlosen.

Nun erschließen sich die späten
Blassen Rosen noch zum Blühn.
Über Wiesen, lang gemähten,
Über bunten Dahlienbeeten,
Wehen goldne Blätterflüge hin.
Durch die Nacht klingt oft ein feiner Ton:
Unterm dunklen Himmel streichen schon
Südwärts unsre Wandervögelscharen.
Einen Hauch von ihrem wunderbaren
Drang, der sie der Sonne näher führt,
Hab' ich, wenn der Föhn die Stirn mir rührt,
Jedesmal gespürt.

Herbstgold am Boden, Herbstgold in der Luft.
Vom Föhn getragen welke Blätterflüge.
Scharf stehn der Berge abenddunkle Züge
Gegen des Himmels letzten Tagesduft.
Bald kommt die Nacht, sternschimmernd ohnegleichen.
Durch ihre tausendfachen Wunderlaute
Klingt dann eindringlich leis der fernvertraute
Lockruf der Vögel, die jetzt südwärts streichen.
So lange bleib' ich auf den dunklen Straßen,
Bis mir die Stimmen aus der Nacht erklungen,
Dann weiß auch ich mich mit hineinverschlungen
Im Zug der Sehnsucht, der Erinnerungen,
Der durch die Welt hingeht seit Schöpfungstagen,
Der Vögel wandern läßt und Herzen schlagen.

Ich gehe durch den spätherbststillen Wald,
Das letzte Abendgold liegt auf dem Grunde
Und läßt das welke Laub dort kupfern leuchten.
Die Luft hat jenen lebensweichen, feuchten
Flug, den sie hatte, als es Frühling war.
Und wunderbar
Durchlebe ich zwiefältig diese Stunde:
Heut — wie ich tiefbeschwichtigt sie durchwandre,
Und dann anklingend in Erinnerung
Die andre,
Wo ich genau so hinschritt, und das Jahr war jung.
Fast will der Spätherbst mir wie Frühlenz scheinen.
Andachtsvoll nehme ich die Täuschung auf
Als einen leisen Flügelschlag hinauf,
Näher — dem Ewig-Einen.



Blätter aus Italien



Mailand

Um San Ambrogio fliegt ein Taubenschwarm.
Im Schiff der Kirche lastet Dämmerung,
Und flüsternd stehen drin zwei blonde Recken,
Blauäugig, jung.
Fernher hallt Mailands Lachen an den Dom.
Inbrünstiger klingen deutsche Flüsterworte.
Durch tiefste Stille an geweihtem Orte
Klingt's wie ein goldner Aufschlag: Rom!
Und heißes Leben quillt aus allen Fugen,
Als müßte deutscher Laut aus Träumen wecken
Den Eisenreif, den deutsche Kaiser trugen.
Dicht vor der Kirche, wie ein aufgereckter Arm,
Steht noch die Säule, wo der Eid gefallen,
Der deutsche Treue an Italia band.
Die Krone schläft, lang modern die Vasallen,
Nur deutsche Sehnsucht fliegt noch um dies
welsche Land.

Florenz

Hell steht die Sonne über Florenz.
Der Arno flutet, es flutet das Leben,
Und von den Höhen blüht schon der Lenz.
Am Bogen der Arnobrücke kleben
Gleich Schwalbennestern die Goldschmiedsbutiken.
Dort hat das Florenz der alten Jahre
Gefeilscht um die gleißende Tändelware,
Zwischen dem Wirken an großen Geschicken.
Und plötzlich dünkt mich, als käme inmitten
Der Menschenmengen, die sich wimmelnd bewegen,
Der große Mediceer geschritten.
Und jenseits der Brücke blickt ihm entgegen
Savonarolas Asketengesicht.
Und über beiden ein gleicher Glanz.
Die sich hart entgegengestrebt im Leben,
Solang es hier sie in Haft gehalten,
Mögen sich lächelnd die Hände geben:
Beide Werkmeister am großen Gestalten,
Beide flechtend am Lorbeerkranz,
Beide Funken anfachend dem großen Lichte,
Das leuchtet in der Weltgeschichte,
Wenn sie den Namen Firenze spricht.

Rom

So schlagen denn in starken Wogen
Die alten Zauber an mein Herz.
Weiß glänzt des Titus Marmorbogen.
Marc Aurels Standbild trotzt in Erz.
Das Kapitol schaut stolz ins Leben.
Zu Füßen ihm die Trümmerstadt
Ist ihrem Stolz dahingegeben,
Den Thanatos gefestigt hat.
Es lastet auf den sieben Hügeln,
Als neigte sich die Ewigkeit
Herab mit unbewegten Flügeln. — — —
Doch unten rauscht der Tiberstrom,
Und unaufhaltsam durchschreitet Rom
Auf ehernen Schuhen, gewaltig
vordringend — die Zeit.

Der Monte Pincio liegt in Silberduft.
Vereinzelt blühen schon die ersten Bäume;
Auf leisen Flügeln geht die Abendluft.
Rom träumt den ersten seiner Frühlingsträume.
Dies Antlitz, das an Schönheit und an Grauen,
Dem Haupt der schlummernden Meduse gleicht,
Ist wie ein Kinderantlitz anzuschauen;
Es träumt so tief von erstem Schöpfungsfrieden.
Ein wunderbarer Wolkenschatten schleicht
Über der Engelsburg gewaltige Linie,
Und aus dem dunklen Schirmdach einer Pinie
Singt eine Nachtigall — weltabgeschieden.

Die Erschaffung Adams

(nach Michelangelo)

Die junge Menschheit träumt zu Gott hinauf.
Ein halbes Lächeln grüßt die Schöpferkraft.
Die ausgestreckte Hand nimmt jenen Funken auf,
Der aus der Schöpferhand hinüberspringt
Und Leben schafft.
Und in der hingelagerten Gestalt
Liegt eine Frage nur: wie willst du mich?

Aus Gottes Mantelfalten aber taucht
Großäugig, scheu, ein Frauenangesicht,
Das bald,
Gleich jenem Mann
Mit Erdenschwere angetan,
Das Menschheitsschicksal zum Geschehen bringt.
Des Schöpfers Auge geht geheimnisschwer,
Weitschauend zwischen beiden hin und her;
Und von den ewigen Lippen haucht
Es wundersam: so will ich ihn und dich.

Jüngstes Gericht

So schautest du es, Michelangelo:
Gericht, Gericht, des Gottes ganzes Grollen.
Die Richterworte, die wie Donner rollen:
Die Erntezeit ist da — verbrennt das Stroh!
Und eine aufgereckte Rächerfaust,
Daß es den Engeln und den Teufeln graust.
So, Michelangelo, schuf es dein Schauen.
Doch aus dem Doppelchor von Groll und Grauen,
Der aus dem wildbewegten Bildnis klingt,
Dringt
Tröstlich noch ein Ton.
Die Gottesmutter lehnt Christo zur Seiten
Und muß doch gleich die Arme niederbreiten
Mit einem Gnadenwort vom Menschensohn.

Gestalten



Eden

Und Eva brach die Frucht vom Baum und aß,
Und gab sie Adam, daß auch er genieße.
Als dann der Abend still gekommen war,
Schritt enge, eng umfaßt das Menschenpaar
Unter den Bäumen — aus dem Paradiese.
Unter den Füßen brannte sie das Gras.
Doch noch viel heißer fühlten sie ein Brennen
Tief durch die Herzen lodernd: das Erkennen.
Und Adam sprach: „Nun hast du nur mehr mich."
„Ja," sprach das Weib, „ja," sprach sie, „du und ich."

Dann zog die Dämmerung durch Edens Weiten,
So grau beschwingt, wie sie noch niemals zog.
Und eine große, braune Eule flog
Durchs Dunkel hin mit schwerem Flügelbreiten.
Die hohen Lilien, die die Wege säumten,
Erzitterten, sie, die erst reglos träumten,
Und wagten ferner nicht des Traums zu warten;
Denn einer Schwalbe schriller Todesschrei,
Der nie gehörte, klang und klang vorbei,
Und war verklungen in dem stillen Garten.

Als Adam aus dem Paradies geschritten,
Blieb keine Spur zurück von Menschentritten.
Der Garten blühte, als sei nichts geschehen.
Doch nah der Pforte, der geheimnisvollen,
Die sich nur einmal öffnete und schloß,

War zwischen Gräserwerk, das üppig sproß,
Ein schmaler, dunkelbrauner Steig zu sehen,
Der sich jenseits der Pforte weiterzog.
Und herbes, erdenstarkes Duften flog
Mit feuchtem Hauch über die frischen Schollen.

Des Schöpfers Stimme hallte wunderbar
Durch Edens Stille hin, mit starken Klängen:
„Auf eigenen Gängen
Geht nun das Menschenpaar.
Der ihrem jungen Blick freundlich verschleiert war,
Meinen stillen Vertrauten, den Tod,
Werden sie nun mit Augen erblicken
Und werden sich bücken
Seinem Gebot.
Dem Gebot, das er mir von den Lippen las.
Meine Kinder, ahntet ihr das?
Ihr Kinder von meiner Art,
Denen meine nahe Liebe ward.
Aus eurer Flucht
Reift nur die edelste Frucht:
Liebe — die mich mit Schmerzen sucht.

Auf Eden lagen schwarze Wolkenflügel.
Ein Unbekanntes schien vom grünen Hügel,
Ein Unaussprechliches herabzusteigen:
Es ging der Tod vorbei mit seinem Schweigen.
Denn irgendwo, weit in der Welt verloren,
Hatte ein Menschenweib ein Kind geboren.

Hatte ein Mann, von Angst und Glück bezwungen,
Die Arme um sein armes Weib geschlungen.
Hatte ein Kindermund, in durstiger Not,
Gesucht, bis sich die Mutterbrust ihm bot.

Zuweilen singt die Nacht geheimnisvoll;
Wenn sie des Lebens Strom, der rauschend schwoll,
Mit dunklem Fittich in den Schlaf gefächelt.
Sie lächelt
Und singt:
Von einem Gartenland mit überwucherten Toren,
Drin alle Pfade lange schon verloren;
Wo sich nichts regt von lebendigen Tritten
Im weiten Raum.
Und in dessen Mitten,
Neben einem zusammengesunkenen Baum,
Der rauschende Quell des Lebens entspringt.

Kain

Kain war der erste, den die Mutter trug.
Er trank zuerst aus ihrer Brust das Leben.
Und es war Kain, der seinen Bruder schlug.

Der greisen Eva welke Lippen beben.
Rückschauend hat sie alles neu erfahren,
Segen und Fluch aus langen Erdenjahren.
Segen und Fluch: Abel und Kain die Söhne.
„Wo bist du hin in deiner jungen Schöne,
Abel, mein Kind?“ Sie redet müd in Schmerzen.
Dann aber grollt es aus dem Mutterherzen:
„Unstet und flüchtig auf dem Erdenkreis
Mein Erstgeborener, Kain, du! Ich weiß
Doch nur durch dich, wie man ein Kind gebiert.
Und weiß durch dich, wie man ein Kind verliert.
Dein Kinderfäustlein, deine Würgerhand
Halten mein Herz mit starkem Griff umspannt.
Und ruht auch dein gezeichnet Haupt auf Stein:
Du bist der Meister deiner Mutter — Kain.

Thanatos

Und Thanatos ist unserm Wesen ferne.
Und Thanatos hat jenen stillen Blick,
Der sich nicht eint mit menschlichem Geschick.
Aber das eine wüßten wir so gerne:
Ob, die gelandet sind in seinen Fernen,
Von ihm sein stilles, stilles Schauen lernen?
Und unser Herz erschrickt vor ihrem Frieden.
Das ist die Bitternis; das heißt geschieden.

Doch still blickt Thanatos, der Überwinder:
Einst seid ihr alle meine stillen Kinder.

Loki

Auf der Brust die Runen der Nornen
Die sie dem Säugling geritzt.
In der Brust das Erbe der Mutter:
Tödliche Liebe.
Auf dem Haupte die roten Locken
Der jungfräulichen Riesin,
Und in den sinnenden Augen, den wundersam grauen,
Odins Gedanken.
Der Bastard im Kreise der Asen,
Und dennoch Allvaters Erbe,
Der Erstgeborene Odins.
Und so, wie in finsterer Höhle
Zwei Wölfe gekettet liegen,
Jeder bereit, sobald die Ringe der Kette sich lösen,
Den Gefährten tödlich zu würgen,
So liegen in Lokis Herzen zwei verzehrende Flammen
Weltenverzehrende Flammen: [gebunden,
Liebe und Haß.
Solange sie Loki bewacht und die züngelnden hält
Steht die Welt. [in Banden,
Doch wenn es dem göttlichen Bastard gefällt, die
beiden zu lösen,
Wenn er, müde der quälenden Wacht
Und des ewigen Zwiespalts,
Das eigene Herz nimmer bändigt,
Dann erheben sich Liebe und Haß
Zum letzten Werke: zum Weltbrand.

Hephaistos' Rückkehr zum Olymp

Hüpfende Satyrn, jauchzende Bacchanten,
Gott Bacchus selbst im rebenbunten Kranz,
So führten sie den frühe einst Verbannten,
Den sie den Meister nun und Helfer nannten,
Wieder zurück zu des Olympos Glanz.
Er weigerte sich lang, zurückzukehren,
Der Lahme war doch des Olymps nicht würdig!
Die Fesseln löste doch gewiß der hehren
Hera ein andrer, der ihr ebenbürtig.
Ein krummer Schmied war Thetis' Schützling doch,
Mochte sein Meisterwerk ein andrer meistern!

Und doch ... umhaucht von jenen süßen Geistern,
Die Dionys mit seinem Stabe zwingt,
Wachte beschwingt
Sein Götterlachen in Hephaistos auf;
Mit dem der Gott geboren,
Das dann der Schmied verloren,
Er hatte es noch.

In flinkem Lauf
— Jauchzendes Lachen flog dem Zug voran —
Kamen sie bald vor Heras Thronsitz an:
Hüpfende Satyrn, jauchzende Bacchanten,
Und Dionys im rebenbunten Kranz.

Und Thetis, die den Pflegesohn verstanden,
Die still dem Werk des Bacchus zugesehen,
Ließ ihren Muschelwagen in die Tiefe gehen,
Und auf den Fluten lag
Ihr Lachen lang noch als grüngoldner Glanz.

Die Verstoßenen



Ostara

Kühl und herb, in grauen Schleiern,
Kommt die Osternacht gezogen.
Über kahler Wälder Bogen
Ruht ein Feiern.
Alle Knospen sind noch fest geschlossen,
Nur die ersten Anemonen sprossen
Zwischen welkem Laub vom alten Jahr.
Fern, gefolgt von einer stillen Schar
Mondscheinbleicher Feen und Dryaden,
Schreitet Ostara, die lang verstoßen,
Durch den Lenzwald, der ihr eigen war.
Manchmal pflückt sie von den braunen Pfaden
Einzelne der weißen, fleckenlosen
Anemonen sich zum Schmuck ins Haar.
Und die Blumen scheinen noch zu bleichen,
Hoffnungsloser wird der Göttin Trauer.
Und ein Schauer
Streift die Stämme tausendjähriger Eichen.

Baldur

Durch die Lenznacht
Klingt dumpf hallend ein Hufschlag.
Die alten Bäume an der Waldstraße Seiten
Sind erwacht.
Die schmale Mondsichel dringt nicht durch das
Knospenmeer
Hinein in des Waldes Weiten.
Hell vor dem Reiter her
Tanzt ein Lichtschein wie werdender Tag.
Doch trostlos leer
Wandern des Reiters Blicke ringsum,
Und sein nackter, weißer Leib schauert.
Auf seiner Schulter kauert
Eine Schwalbe, ängstlich geduckt.
Schauernd stehen die Baumriesen und stumm.
Stumm zieht der Reiter dahin,
Manchmal von einem Mondstrahl umzuckt.
Und nur
Jeder Tritt des Hengstes läßt eine gleißende Spur
Aus dem Waldboden aufglühn
Hinter Baldur.

Nanna

Feuer durchleuchten die Sonnwendnacht,
Und Menschen schauen die Flammen.
Aber der Erde Sommerpracht
Schauert fröstelnd zusammen.
Denn vom Zauber der heiligen Nacht verstört,
Irrt Nanna über die Auen.
Sie hat das Knistern der Flammen gehört,
Da will sie schauen
Baldurs Scheiterhaufen, der loht.
So irrt sie von Flammen zu Flammen;
Und umhaucht von deren düsterem Rot,
Sinkt sie schattenhaft endlich zusammen.
Dieweil aufflatternd ihr Todesschrei hallt,
Wie er einstmals aufflog aus rauschendem Wald,
Der Schrei einer sterbenden Hinde.
Und über die Gräser schleicht ein Frost,
Als hätt' sie das Schattenhändlein gekost
Von Baldurs ungeborenem Kinde.

Freia

Der Morgen dämmerte silbergrau,
Lichtgrün standen die Buchen im Walde,
Samtweich, noch benetzt vom Tau,
War das Waldgras der kleinen Halde.
Über das Waldgras mit lautlosem Gang,
Im weißen Schleier, der schleifte,
Schritt eine der Heimatlosen,
Schritt im Kranz entblätternder Rosen
Freia einher.
Jedes fallende Rosenblatt streifte,
Als sei es gar schwer,
An ihren weißen Wangen entlang.
Zu des Waldbachs moosigem Rand
Neigte die Göttin sich nieder,
Lautlos. Apfel um Apfel fiel
In die Wellen zu leisem Spiel
Aus ihrer schmalen, jungen Hand.
Und mit jedem, der verschwand,
Ward wieder
Auf ihren Lippen ein Lächeln wach,
Das, halberstanden, jedesmal zerbrach.

Asathor

Eine brütende Nacht, die schwere Gewitter
Von allen Windrichtungen her umlasten.
Irrlichter hasten
Über das Moor mit unstetem Geflitter.
Neben einer verkrüppelten Weide im Moor
Reckt eine Gestalt sich riesig empor.
Im starken Umriß taucht aus dem Dunkel hervor
Asathor.
Der Donnerer starrt nach den Wolkenballen.
Jetzt muß Miölnir sausend niederfallen,
Daß das Gewölk in Trümmer zerkracht.
Lautlos bleibt die Gewitternacht.
Asathors wuchtige Faust erschlafft
Und löst sich von des Hammers Schaft.
Miölnir, der Wolken und Felsen zerschmettert,
Sinkt leis — wie Herbstlaub vom Zweig nieder-
blättert —
In das sumpfige Moos.
Waffenlos,
Ziellos sucht Asathor
Wie ein flüchtender Wisent einen Weg durch das
Moor.

Frigga

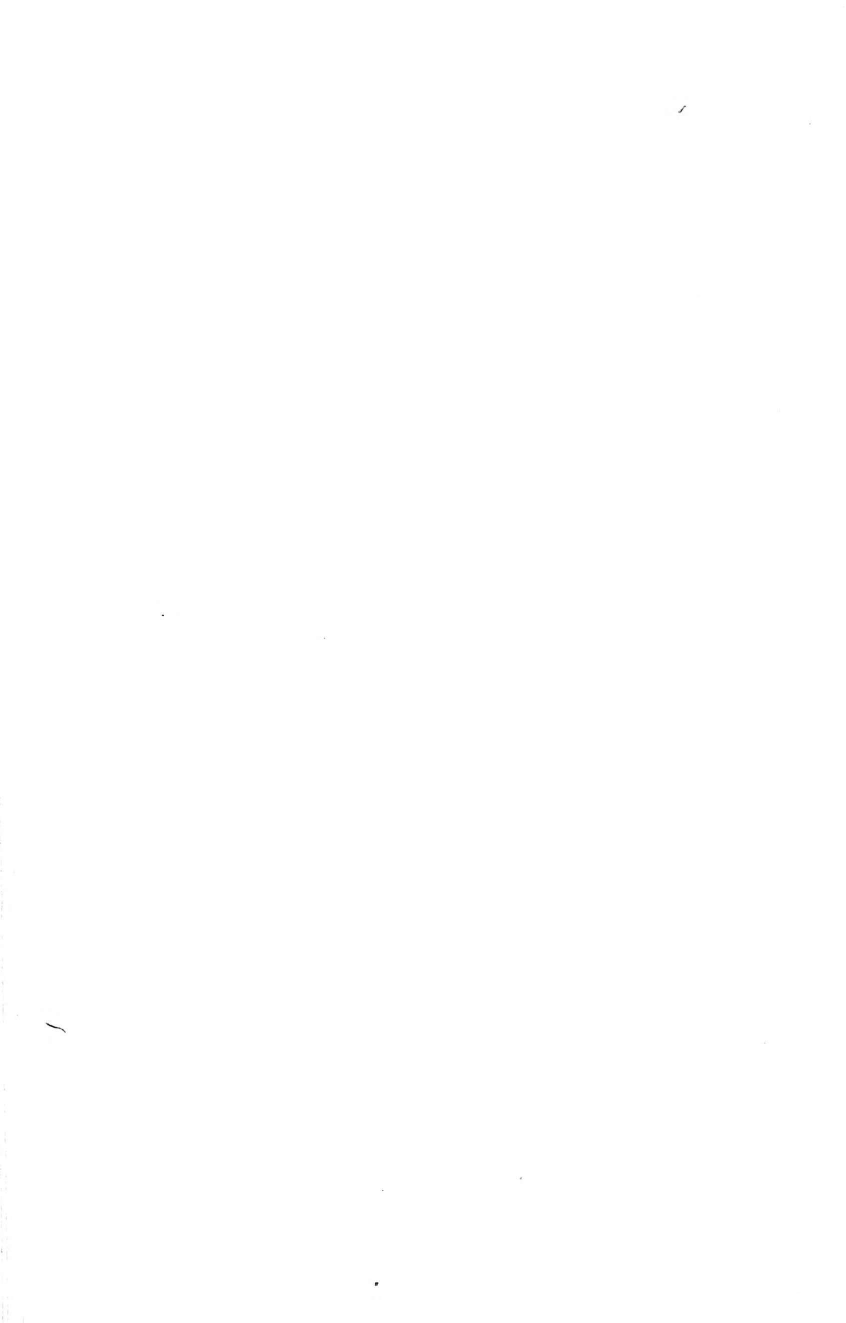
Über reifendem Korn lag der Sonne Brand.
Mohnblumen mit lohenden Farben
Standen an des Ackers Rand.
Und am Rande des Ackers stand,
Das Haupt mit den korngelben Flechten
Trotzig zur Erde hingewandt,
Frigga und brach von den Garben.
Da schmiegten sich zu gewaltigem Kranz
Die Halme in ihrer Rechten,
Und ihres Gewandes schwer fallenden Saum
Umwogte der Mohn wie ein glühender Traum.
Ihre hohe Gestalt umfloß ein Glanz;
Der Erde Pracht und der Erde Segen,
Drängte wieder in uraltem Zwang
— Ein heißer Quell, der aus Tiefen sich rang —
Odins Weib entgegen.

Odin

Wandernde Wolken am Himmelsbogen,
Wandernde Schatten über dem Land.
Am Stamm einer uralten Esche stand,
Den Eschenspeer in lässiger Hand,
Die Züge von huschendem Licht überflogen,
Der Weltenwandrer, der Walter der Welt.
Unruhig umflog ihn sein Rabenpaar,
Hoch über der Esche kreiste sein Aar.
Doch das hohe, einäugige Antlitz war
Von einem Lächeln zerrissen.
Das war nicht das Siegerlächeln mehr,
Das war schwer
Vom Wissen,
Daß alles zerfällt.
Und des Gottes Mund sprach in das Walddämmern
hinein:
„So muß es sein,
Daß ich vor dir noch zerstiebe,
Du Kind meiner Liebe,
Wandelnde Welt."
Er preßte den Speer an die breite Brust,
Als deckte er eine Wunde.
Und das gestorbene Lächeln ließ
Wieder Runen voll Bitternis
Erscheinen an seinem Munde.
Doch der Eschenstamm, den seine Schulter berührt,
Der uralte, riesenhafte,

Zitterte bis in die Wipfel hinauf;
Die Rinde zerriß und der Stamm tat sich auf,
Daß er zerspalten klaffte,
Der Odins Erbeben gespürt.

Der Menschensohn



Advent

Eine Knospe von schneeweißem Schimmer,
Neigst du dich herein in die Zeit.
Aus deiner Ewigkeit
Kommst du doch immer
Wieder zu uns, und wirst geboren, Menschensohn.
Aller Mutterinbrunst heiligster Ton,
Und der Kinderfreude jauchzender Schall
Umklingen das Kripplein im Stall.

Jesus Christus, zum Manne gereift,
Was hast du zu geben?
Deine Rechte greift
Gewaltig ins Leben
Und reicht daraus dar:
Den tapfern Stolz, der seines Gottes sicher war,
Die Liebe zu allem, das ringt und leidet,
Feindschaft, die Eva von der Schlange scheidet,
Rätselhafte Geduld
Mit Menschenschuld,
Und endlich deutet deine schmerzgezeichnete Hand
Auf Judas, der sich deinen Freund genannt;
Greift in des Dornreifs hartgewundne Glieder,
Und fällt dann wuchtig auf das Fluchholz nieder.

Jesus Christus, Menschensohn,
Aller Menschheit tiefster Ton.

Sehnsucht, die den Erdenkreis getragen,
Weiße Knospe über unsern Tagen,
Der du immerdar erwartet bist,
Jesus Christus, sei gegrüßt!

Gläubiges Warten hält die Welt,
Die winterstille, umfangen.
Als sei über das schneebedeckte Feld
Schon ein erster Engel gegangen,
Der mit andachtschimmernden Augen späht
Nach den Sternbildern überm Wald.
Ob der Stern, der wandernd nach Bethlehem geht,
Nicht aufgehen will — bald.

Den Himmel durchwandert ein fremder Stern,
Die Erde durchpulst ein fremdes Hoffen.
Die Tore des Lebens stehen offen;
Alle Herzenstüren erschließen sich gern
Jesus Christus vor dir.
Himmelsknabe, den die Jungfrau wiegt,
Der du scheinst als Edens letzte Blüte,
Du, auf dessen Pfad der Dornkranz liegt ...
Himmelsknabe, o du Erdenheld,
Wieder streckt sich einer ganzen Welt
Sehnsucht himmelan nach deiner Güte.

Ein Wunsch fliegt auf in diesen Weihnachtstagen,
Und wendet sich zu ewigen Gestaden:
Christkindlein, wollest uns begnaden
Mit Kinderaugen, die das Licht vertragen.

Ob's auch in unsern Herzen schweigt,
Die Weihnachtsglocken klingen,
Und der große Traum von Frieden steigt
Himmelan auf weißen Schwingen.
Und der große Traum von der Freude neigt
Sich goldflüglig zur Erde nieder.
Was tut's, ob's in unsern Herzen schweigt?
Es klingen doch Weihnachtslieder.

Christkindlein reich mir deine Kinderhand,
So fing mein Herz auf einmal an zu sagen;
Weil es in einer Nacht voll Schwere fand,
Wie wunderstark dies Händlein hilft beim Tragen.
Dann kamen Zeiten, wo mein Herz geschwiegen.
Heut findet es aufs neue einen Ton,
Ein scheuer Vorklang von zukünftigen Siegen:
Gib deine Menschenhand mir — Menschensohn.

Und doch, und doch; da liegt's ja in der Krippen;
Und um die Krippe fliegt ein heller Schein,
Und Liebe lächelt von Marias Lippen.
So schaut die Weihnacht in die Welt hinein,
Und diese Welt hebt ihrer Inbrunst Krone
Dem lieblichen Geheimnis zu:
Oh, sei gegrüßet, Gottesmutter du,
Mit deinem armen, kleinen Menschensohne.

Christkindlein breitet die Kinderhände
Wieder im Kripplein einer Welt entgegen.
Die Händlein, deren heiligster Segen
In dem schweren Wunder gelegen:
Daß solch ein Händlein als Männerhand
Später das Holz des Kreuzes umspannt
Und Himmel und Erde zusammenband.
Süße Händlein, seid auch mir bereitet,
Meine Hand ist nach euch ausgebreitet.

Die heiligen drei Könige tragen
Die Christfestzauber davon.
Über diesen Tagen
Verblaßt der Weihnachtsglanz schon.
Flitter und Kerzlein schleichen
Bescheiden aus dem Alltag hinaus,
Doch mit einem Lächeln sondergleichen
Streckt das Christuskind seine weichen,
Hilflosen Händlein aus,
Um sie dir und mir zu reichen.

Karwoche

So kommt nun auch die stille Woche wieder,
Die sich so seltsam in den Frühling schmiegt.
Ein schwarzes Pensee, das vereinzelt liegt
Auf einem Kranz von lichtem lila Flieder.
Die Liebe, die im Dornenkranz vollendet,
Hat sich jetzt wieder erdenwärts gewendet.
Sie wird nicht lange ohne Krone bleiben:
Die jungen Dornen treiben.

Der Einzug

Und Jesus schwieg, dieweil das Volk ihn grüßte
Als den Messias, den es sich erträumt.
Fest war sein Wille, doch sein Herz war schwer.
In tiefen Schatten ging sein Tag zur Rüste,
Und um ihn her
Jauchzten die Kinder, die den Tag versäumt.
So trägt er eine stumme, heiße Last
Als einziger: das furchtbare Erkennen,
Daß Heil aus seinen Händen kommen müßte
Ihnen — die diese Hände nicht gefaßt.
Rings jauchzt das Volk, und Jesu Tränen brennen.

Abendmahl

Es war kein Fremder in dem Freundeskreise,
Doch schweigsam ging das Mahl vorbei.
Des Meisters Rede war gedrückt und leise,
Nur seine Augen suchten groß und frei
Immer aufs neue Judas heißen Blick,
Bis dieser aufstand und den Saal verließ.
„Gedenket meiner!“ ein bezwungner Schrei,
Von tiefstem Leid und letzter Liebe voll,
Der tief aus aufgewühlter Seele quoll,
War dies.
Dann kam ein Lächeln, das wie Lilien blühte,
Und Jesus streckte nach dem Kelch die Hand,
Der in des Tisches Mitte stand,
Darin der Wein, der dunkelrote, glühte.
Und wie die Hand des Kelches Fuß berührte,
Da hub des Weines blutigrote Flut
Zu zittern an; und Jesus sprach: „Mein Blut“ . . .
Als er den Kelch ruhig an die Lippen führte,
Und gab ihn weiter an Johannes dann.

Gethsemane

Er fand die Freunde doch von Schlaf befangen,
Die er auf dunklem, stillem Gartenpfad
Mit scheuem Wort um Herzenshilfe bat,
Bevor er stumm ins Dunkel hingegangen.
Da war sein letztes Zögern überwunden.
Hoch reckte er sich in die Nacht hinein.
Allein mit seinem Vater, ganz allein,
Hat er die Kraft zu jenem Kampf gefunden,
Der aufgeflammt in seines Herzens Tiefen.
Und als der Kampf begann, von dem die Welt
durchklungen,
Hatte er schon den großen Sieg errungen,
Für sich und für sie, die ihm nahe — schliefen.

Die Verleugnung

Da krähete der Hahn — und Petrus ging,
Das Haupt gesenkt, das Herz in Gram zerbrochen.
Wie eine schwefelgelbe Wolke hing
Es hinter ihm, das Wort, das er gesprochen.
Doch vor ihm standen, heilend sein Geschick,
Die Jesusaugen, die ihn leugnend fanden;
Und die gesagt in diesem Augenblick:
„Ich glaub' an dich."
Da war der Felsenmann erstanden.

Der Todesweg

Er trägt sein Kreuz und klagt nicht, sondern trägt,
Von Geißelhieben blutet noch sein Rücken.
Da wird er aufgeschreckt, denn um ihn regt
Sich Weinen und läßt sich nicht unterdrücken.
Und er, der bis zum Tod geduldig blieb,
Schaute die Frauen an, die um ihn klagten;
Herb ward sein Mund, und seine Lippen sagten:
„Weint — aber weint um euch."
Das war ein Geißelhieb.

Die Grablegung

Die Qual des Kreuzes war vorbei,
Da kehrte die verscheuchte Liebe wieder
Und bettete die todesschlaffen Glieder
In Linnen, das durchhaucht von Spezerei.
Und öffnete die Gruft und schloß die Gruft,
Und sah das Licht nicht auf den stillen Zügen,
Aus einer Ewigkeit den Sonnenduft
Von ewigem Sieg und ewigem Genügen,
Nicht auf der stolzen weißen Stirne liegen.



Glaube



Jüngstes Gericht

Wir kommen alle mit gesenktem Haupt
Und tragen alle unsre Schuld in Händen.
Nur stiller kommt, der es schon früh geglaubt,
Daß wir zu schwach zu sieghaftem Vollenden.
Und ob es still schlug oder sturmgejagt,
Dort klingt doch keines Herzens Echo wider.
Nur eine liebevolle Stimme sagt
Zu allen gleich: Leg deine Last nur nieder.

Nach langen Tagen
Voll dumpfem Verzagen
Endlich einmal wieder freie Bahn,
Mein Herrgott, zu dir hinan.
Du nimmst mir kein Körnlein von der Last;
Ziehst keinen Stachel aus keiner Wunde;
Doch wie die Sonne über dem Tag stehst du
über der Stunde,
Die du mir heute gegeben hast.

Ich aber bete
Nicht um Liebe, um Glück und Frieden,
Nur um dieses: daß hienieden,
Was mir im Herzen lebt zu guten Zeiten,
Einmal ins Leben trete,
Gelöst von mir und meines Wesens Schranken.
Dann könnte ich mit dankbaren Gedanken
Still in den Schatten schreiten.

Laß mich, mein Gott, was du für mich bestimmt,
Völlig erwerben.
Verleih der Hand, ob sie gibt oder nimmt,
Die rechte Kraft.
Und was mein Herz in guten Stunden schafft,
Laß mich drin leben — oder daran sterben.

•

Ich strecke die Hand aus nach deiner,
Herrgott — das ist all mein Bitten.
Ich lege die Hand ans Werk,
Herrgott — das ist all mein Dank.
Ich lebe dies Erdenleben,
Herrgott — das ist mein Kampf.
Und ich liebe dies Leben auf Erden,
Herrgott — du weißt um diesen Sieg.

Mein Herrgott, mein Herrgott, heut ist mir zumut,
Als müßt ich die Arme ausbreiten,
Als müßt ich, getrieben von Sturm und Flut,
In die ewigen Arme gleiten,
Als ob ich zutiefst im Leben stünd',
Doch schon hoch über Schwanken und Jammern,
Vater, als könnte dich dein Kind
Leibhaftig umklammern.

Mein Ackerland ist arm gestaltet,
Doch wenn der Erntetag erwacht,
An dem der Herr sich aufgemacht
Und zwischen seinen Knechten waltet,
Dann trägt wohl mancher schwer
An seiner Fülle.
Ich aber trage in getroster Stille
Die karge Garbe her;
Und schau dem Herrn der Ernte ins Gesicht,
Und meine Blicke senken sich dann nicht.

Herrgott, deine heilige Hand
Ist so schwer.
Reiche sie her.
In des Lebens Meer,
In des Erlebens Brand
Hält nichts anderes stand
Als deine schwere, geliebte Hand.

Es grünen wieder Matten und Hänge;
Sie sind mit Primeln golden besternt.
Das ist die Zeit meiner schönsten Gänge,
Deren jeder mich weltweit vom Alltag entfernt.
Wenn der Tag so in Purpur und Rosen verbrennt,
Da fällt alles hin, was mein Dasein ummauert,
Weil mein kleines Herz an dem großen schauert,
Das es als seinen Quell und als sein Meer erkennt.



Stimmen,
die riefen aus Märchentiefen



Einführung

Sie stehen eigentlich in strenger Hut:
Geweihtes Eigentum der Kinderträume.
Nur Kinderaugen schauen scharf und gut
Durch eines Traumlands weitgestreckte Räume
Ins stille Waldtal, auf Schneewittchens Sarg,
Oder ins Schloß zu König Drosselbart.
Jedoch ein Kinderherz ist niemals karg;
Und manches weiche Kinderhändlein ward
Aufs bunte Buch gepatscht, ein liebes Zeichen:
Nun darfst du dich ins Land der Märchen schleichen.
Der kleine Führer ist gar heimisch drin;
Schiebt dir — wenn auch verkehrt — das Büchlein hin.
Und du brauchst auch nicht lange Zeit zur Wahl,
Es heißt: jetzt lies zuerst von Rübezahl.

Rübezahl

Rübezahl rüstet den knorrigen Stecken
Wieder zur Wegfahrt; er feiert nie lange.
Die Welt mit ihrem holprigen Gange
Und die Menschenart
Kann ja so einen im grauen Bart,
Der geschickt im Belohnen, Belauschen und Schrecken,
Freilich gut brauchen.
Denn viel hundert Schelme tauchen
Wie die Duckenten munter
In der Menge unter
Und bleiben dort ungeschoren.
Und wieviel Tüchtige trotten dahin
In Sorgen und Mühn,
An denen das große Leben spart,
Denen nie eine Sonderfreude ward,
Die sich stets in der Menge verloren.
Da fährt denn Rübezahl manchmal dazwischen
Mit derben Händen.
Kann er des Schicksals Werk auch nicht wenden,
Einen Zipfel kann er doch oft erwischen,
An dem er etliches reißt und rückt,
Manches Herz — wie vom Himmel gefallen — beglückt
Und manchem sein feingefädelt Spiel
Gründlich verwirrt noch knapp vor dem Ziel.

Da sind keine Gründe, warum dies geschehen.
Es hat keiner den grauen Alten gesehen.

Man ahnt nur seinen wehenden Bart,
Wenn ein Tüchtiger also glücklich ward
So unverhofft.
Und man ahnt ihn oft
Bei solchen, deren Geweb' er zerrissen;
Von ihnen will keiner mehr hören noch wissen
Von allem, das er gemeint und geplant.
Ja, man ahnt
Rübezahls Wirken hinter dem allen,
Das vielleicht

Doch manches schlichtet und gleicht.
Und hinter den Bergen hört man sein fernes Lachen
verhallen.

Froschkönig

An der Türe ein leises, dringendes Pochen,
Eine fremde Stimme, die leise gesprochen:
„Königstochter, jüngste, tu mir auf!“

Weicher Rasen und blühende Bäume,
Hohe Gartenmauern.
Rosen, deren Knospen in duftigen Schauern
Hernieder regnen
Und im Grase den goldenen Bällen begegnen.
Spielwerk und Träume.
Blauer Himmel, wo schimmernde Wolken hinfliegen.
Und weiße Stiegen
Hinauf zum Schlosse in glänzende Zimmer.
Die tändelnden Gespielen immer
Und die schönen Schwestern immer bereit,
Der jüngsten Königstochter Lieblichkeit
Sorglich zu hegen.

Aber Froschkönig sitzt auf der Schwelle.
In des Mägdleins Kammer, die duftende, helle,
In des Mägdleins Träume klingt es hinein
Immer, immer: „Lasse mich ein!“
Immer die Stimme, die fremde, die leise,
Immer die drängende, traurige Weise:
„Königstochter, jüngste, tu mir auf!“
Bis in den Turm hinauf,

Wenn das Mägdlein von dort in die Sterne schaute,
Drangen die Laute.
Und wollten sich auch nicht legen,
Wenn im Saal zum Reigen die Geigen sangen.
Immer und immer klangen
Sie heraus.

Froschkönig saß im feuchten Haus,
Tief im Brunnengrunde,
In der Morgenstunde,
Und leise klang es herauf:
„Königstochter jüngste — — —"
Da tat die Königstochter auf.

Im Garten über den weichen Rasen
Rollen die goldenen Bälle nicht mehr.
Ein großes Glück geht unter den Bäumen einher,
Der Pforte zu.
Die weichen Halme knicken
Unter den Männertritten.
Und aus des Gartens Mitten
Erschrockene Rosen nicken:
„Königstochter, jüngste, bist das du?"

Das häßliche junge Entlein
(nach Andersen)

Das Schwanenei im Entennest
Lag endlich zerbrochen,
Und das allerhäßlichste Entlein war
Daraus hervorgekrochen.

Ducken und schlüpfen im Hof umher,
Und von allen gemieden.
Des kleinen Sonderlings Begehr
Stand nur nach Frieden.
Doch wurde er betrachtet,
Bekrittelt und verachtet.
Und das kleine Herzlein verlangte so heiß:
Laßt mich ein in euern Kreis.
Aber der Kreis wurde nicht erschlossen.

Dann in der Waldhütte die drei Genossen:
Der kluge Kater, das klügere Huhn
Und die klügste Frau — was sollten die tun?
Die konnten dem Fremdling, der häßlich und klein
Sich zu ihnen fand
Und keine von ihren Künsten verstand,
Doch keine Gefährten sein.
Die wollten belehren und wollten erziehen
Und trieben ihn, weiter zu fliehen.

Das Sumpfwasser, das ums Röhricht zog,
War blutgerötet.
Mancher der wilden Genossen lag
Wund oder getötet,
Und der Schwarm der andern entflog.
So war der Freiheit erster Tag.

Der Spätherbst lag über den Seen;
Sonnenfremd wurde die Welt.
Durch die graue Stille gellt
Der Wanderschwäne schriller Schrei.
Und sie zogen brausend vorbei.
Wohin? Zu ihnen! Wie soll's geschehen?
Aus einer kleinen, einsamen Brust
Rang sich halb unbewußt
Ein rauher Schrei, wie von ziehenden Schwänen;
Ein Schrei voller Sehnen.
Wohin? — Warum?

Es kam der Winter. Die Welt wurde stumm.
Hart herrschte der Winter mit Eis und Not.
Überall: Ringen, dann Schweigen, dann Tod.
Die Seen waren zugefroren,
Es schien alles verloren.

Und doch war alles gewonnen an einem Tag.
Leuchtender Sonnenschein lag
Über Wasser und Land.
Der Fliederbusch, der am Ufer stand,

Warf duftende Blüten über den Teich,
Und die Wellen schaukelten weich
Die Schwäne, die ruhig das Wasser durchzogen.
Und einer, der fremd zu der Schar geflogen,
Schwamm mit seinem weichen,
Schneeschimmernden Gefieder
Zwischen den Gefährten hin und wieder,
Nicht mehr gemieden,
Nein, im Frieden,
Als ihresgleichen.
Denn es hatte die Zeit ihr Wunder getan
An dem häßlichen Entlein:

Es war ein Schwan.

Jorinde

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
Singt: Leide, Leide, Leide.
Es singt dem Täubchen seinen Tod.
Singt . . .“

Es gehen die Sterne mit sicherem Gang,
Es gehen die Wellen den Weg entlang
So gewiß, so gewiß.

Die Sonne sinkt hinter den Himmelsrand
So gewiß, wie sie mittags am höchsten stand,
So gewiß, so gewiß;
Und dann herrscht die Finsternis.
Am Himmel verblutet das Abendrot,
Es regt sich die Ahnung von kommender Not,
Sie kommt gewiß.
Mit stiller Unabwendbarkeit
Erhebt sich im Herzen das Herzeleid,
Balde, gewiß.
Die Hoffnung verstummt, und die Liebe wird stumm;
Ein Schauer geht in den Baumkronen um,
Unsichtbar — gewiß.
Das Vöglein mit dem Ringlein rot
Singt: Leide, Leide, Leide,
Es singt dem Täubchen seinen Tod.
Der Wind streicht über die Heide.

Ein paar Tränen fallen irgendwo.
Warum? Das Märchen will es so,
Das hinfliegt im Abendwinde,
Das Märlein von schön Jorinde.

Die Prinzessin auf der Erbse
(nach Andersen)

Königssohn, du bist übel beraten.
Prinzessen stolzieren wohl auf vielen Pfaden,
Prinzessinnen schaukeln die Schleier im Winde,
Prinzessinnen hetzen das Hofgesinde,
Prinzessinnen tändeln und lachen und singen,
Prinzessinnen schmähen und trotzen und zwingen,
Prinzessinnen schaun nach dem Prinzen aus!
Er aber bringt keine als Braut nach Haus.
Ihm drängt sich bei jeder der Zweifel ein:
Wird's auch eine echte Prinzessin sein?
Und jede, von der er wieder geht,
Hat das Köpfchen hochmütig von ihm gedreht;
Und keine fühlte das tiefe „Warum";
Und jede meinte, der Prinz sei dumm.
Königssohn, wie ist dir's schlecht doch bereitet.

Über die dunkle Brücke schreitet
Neben der alten Königin
Leichtfüßig ein feines Mägdlein hin.
Ein kleines Prinzeßchen von irgendwoher,
Das wollte nicht weniger und nicht mehr
Als Unterschlupf für die kommende Nacht.
Und ihm wurde ein weiches Lager gemacht.
Es trug die alte Königin
Leinen und Daunen selber hin,
Daß man dem Mägdlein die Kammer rüste.

Und der Prinz, der dies Treiben geschaut,
Seufzte laut:
„Wenn ich wüßte!“
Aber die alte Königin lachte:
„Die Prinzessin, der ich das Lager machte,
Findet gewiß zwischen ihren Kissen
Das Wissen
Von dem Kummer, der dir am Herzen frißt,
Wenn sie eine echte Prinzessin ist.“

Als dann morgens früh kaum der Hahn gekräht,
Die Prinzessin schon aus der Kammertür geht.
Sie wagte die Augen kaum aufzuschlagen,
Vor all den fremden Zweifeln und Fragen.
Sie hatte die lange Nacht durchwacht;
Immer gedacht, gedacht — — —
So schlich sie hinaus, wo die Frühwinde harrten;
Und verirrte sich gar in den Küchengarten,
Drin Sonnenblumen Schildwache stehen.
Und im Vorübergehen,
Ganz in ihren Gedanken,
Griff sie in die Erbsenranken
Und brach sich die roten Blüten zum Strauß.
Vor Verwirrung wußt' sie nicht ein und aus,
Als auch noch die Königin zu ihr kam,
Ihre Kinderhand in zwei Hände nahm
Und freundlich frug, wie Mütter pflegen,
Ob sie des Nachts auch gut gelegen?

Sie stammelte Dank und allerlei,
Und daß sie ein bißchen empfindlich sei.

Die Königin guckte ihr in die Augen:
„Ei, Kind, was sollen denn Tränen taugen?"
Da schluchzte die Kleine: „Heut nacht, heut nacht,
Ich habe heut nacht an den Prinzen gedacht!"
Die Königin schaute aus klugen Augen:
„Nun, Kindchen, was sollen dann Tränen taugen?"
Dann hat die Frau Königin gütig gelacht.
„Prinzeßchen — ich hab' an euch beide gedacht."
Ich war mir nämlich sogleich im gewissen.
Ich dachte: die Art
Ist gut und zart.
Die fühlte am Rücken
Noch drücken
Ein Erbslein zwischen zwölf Federkissen.
So dacht' ich, als ich die Betten gestrichen.
Dann sind die Gedanken mir weiter geschlichen:
Die fühlt wohl im Herzen
Fremde Schmerzen,
Auch wenn sie sich hinter zwölf Mauern verstecken.
So dacht' ich und glättete dir die Decken.
Du bist die Prinzessin, auf die wir geharrt!

Horch, das Gartenpförtlein knarrt.
Ist am Ende der Prinz schon munter
Und kommt schon in den Garten herunter?"

Er kam herunter.
Tief befangen
Ist ihm das Mägdlein entgegengegangen,
Mit Wangen, die rosig wie Primelchen glühten,
Und die Hände voll roter Erbsenblüten.

Der eiserne Heinrich

Drei Reifen ums Herz geschmiedet,
Daß das Herz nicht zerspringt
Vor Leid, vor Leid.
Eiserne Schweigsamkeit,
Die kein Laut mehr durchdringt.
Doch die Zeit, die allmächtig gebietet,
Die schaffende Zeit, die Wunder webt,
Und das flutende Leben, das sieghaft lebt,
Wollen das Leid bezwingen.
Das Glück hat Hände stark wie ein Held.
Und doch Kinderhände, denen's gefällt,
Über alles tändelnd zu streifen.
An den eisengeschmiedeten Reifen
Rüttelt es heimlich und schiebt und rückt,
Bis es glückt:
Ein Ring fällt herunter mit Klirren.
Und das Herz läßt sich gerne verwirren;
Und dehnt sich neu,
Und wähnt sich frei.
Und das Glück läßt sich nicht beirren;
Es schafft weiter, still und geschäftig,
Leise und kräftig,
Bis es wieder klingt
Und der zweite Reif zerspringt.
Wie im Frühling die Knospen schwellen,
Wenn die Säfte quellen,

So dehnt sich das Herz in schauernder Wonne.
Aber das Glück steht in der Sonne,
Ein jubelndes Kind,
Und reißt geschwind
Den dritten, den letzten Reifen nieder.
Da klirrt es wieder.

Vom zersprungenen Reif umschlungen,
Liegt das Herz — zersprungen.

Schneewittchen

Hinter den sieben Bergen,
Meilenweit dunkeln dort Tannenschatten;
Dazwischen einzelne blumige Matten
Und ein klarer Bach, der den Boden erfrischt.
Menschenwesen ist dort wie verwischt,
Im Tal bei den sieben Zwergen.
In fremder Schönheit haust Schneewittchen dort,
Feindseligkeit trieb es vom Hause fort.
Schneewittchen mit der Stirn, weiß, wie beschneit.
Schneewittchen mit dem weißen, weißen Kleid;
Schneewittchen mit der Stimme, leis und klar,
Mit junger Brust, die kühl und ruhig war.
Es hauste lächelnd hinter sieben Bergen,
So tief zufrieden bei den sieben Zwergen,
So still, so still.
Aber das Leben will
Sein kräftiges Recht an allen zeigen.
Ob Wälder, Wiesen und Winde schweigen,
Schneewittchens wundersamer Name klang
Tage- und wochenlang
Von des Zauberspiegleins rätselhaftem Munde
Immer die gleiche Kunde
Ins Ohr der lauschenden Königin:
Ihr seid die Schönste allhier;
Aber Schneewittchen hinter den sieben Bergen,
Bei den sieben Zwergen
Ist viel tausendmal schöner als ihr."

Da ging die Königin hin.

Tief war das Leid der armen, treuen Zwerge,
Als abends sie zurückgekehrt vom Berge.
Ihr weißes Schneewittchen lag gar so weiß,
Stirn, Brust und Hände kalt wie Eis.
Die leise Stimme verklungen,
All der stille Zauber niedergezwungen
In Starrheit und Schweigen.

Sie mußten's den Wäldern zeigen,
Ihr großes Leid.
In seinem schneeweißen Kleid
Lag Schneewittchen in einem gläsernen Sarg,
Der seine Schönheit doch nicht verbarg.
Die Sonne und die wandernden Sterne,
Die Tannenhöhn und die Wolkenferne
Und der Mond mit dem Silberschimmer,
Schauten nun immer,
Wie das schöne Schneewittchen im Sarge lag,
Und Tag um Tag,
Und Nacht für Nacht
Hielt einer der trauernden Zwerge die Wacht.
Nun war das Tannental erst still.

Aber das Leben will
Keine Träumer und keine Toten,
Es sandte seinen Boten.

Über die sieben Berge,
Ins Tal der Zwerge
Stieg ein Jüngling hernieder.
Er schaute von ferne den gläsernen Sarg;
Er schaute von nah, was er Liebliches barg,
Verstummt erst und betroffen.
Dann aber kam mit heißen Wogen
Ihm durch das tiefste Herz gezogen
Das starke Hoffen:
Ich erwecke sie wieder!

Es war kein Drängen und war kein Ringen.
Die treuen, schweigsamen Zwerglein gingen
Unter Tannenwipfeln erst noch ein Stück,
Alle sieben,
Mit dem Jüngling, der mit leuchtendem Blick
Den Sarg mit ihrem lieben
Schneewittchen mit sich von hinnen nahm.
Hinter ihm schloß der Wald seine heiligen Pforten.
Und kein Fremder kam,
Als der Mann mit leisen Liebesworten
Den gläsernen Sargdeckel abgehoben.
Nur von oben
Fiel einer Fichte rote Kerzenblüte
In den offenen Sarg, der so Holdes barg,
In dem Schneewittchen purpurrot erglühte.

Hänsel und Gretel

Ein dichter Wald und das Hexenhaus,
Und Hänsel und Gretel, die Kinder.
So klingt das Märchen an und aus:
Lachende Überwinder!
Junger Torheit und jungem Mut
Und jungem Glück geraten
Endlich doch alle Dinge gut.

Auf vielverschlungenen Pfaden
In den Wäldern der Welt, mit ihrem Gewirr,
Wo die Weglein kreuzen und queren,
Läuft gar mancher sein Lebtag irr.
Hänsel und Gretel kehren
Unversehrt zu dem Vater nach Haus;
Haben gar viel erfahren:
Am Zuckerhäuschen den heimlichen Schmaus
Und wie sie dann eingesperrt waren.
Hänsel sitzt im Hühnerstall,
Gretel muß Wasser kochen,
Die Hexe ist nirgends und überall,
Und hat den beiden versprochen,
Sie würden verspeist — ganz sicherlich —
Einmal nach ihrem Belieben.
Und doch ließ die böse Hexe sich
Von Gretel ins Ofenloch schieben!
Die sprang sodann, in einem Saus,
Hinüber zum Hühnerstalle.

Dort kroch der fette Hänsel heraus
Wie ein Mäuslein aus der Falle.
Die Hexe ist tot,
Es hat keine Not!
Sie aßen und tranken noch tüchtig,
Dann griffen sie gewichtig
In die Truhen hinein,
Die voll Gold und Gestein
Die Hexe verwahrt in der Klause.
Und ob sie auch tief im Wald verirrt,
Sie liefen doch schnurstracks nach Hause.

Es war nicht Hänsels Tapferkeit,
Noch der kleinen Gretel Tugend.
In Not und Gefahren Schutz und Geleit,
Ihre heilige Unverletzbarkeit,
Ihr Glück und ihr Sieg war — die Jugend!

Falada

Es war eine alte Königin,
Die hieß Frauenlos.
Zu ihren Füßen wuchs ein Töchterlein groß;
Dem gab die Mutter dahin
Ihres Herzens Lieben und Sorgen und Hegen,
Wie's Mütter zu machen pflegen.
Und weil das Kind aus Königsblut entsprossen,
Wurde sein Schicksal voraus beschlossen;
Ward's einem fernen Fürstensohn versprochen;
Als junges Reis auf altem Stamm zu erstehen.
Das alles war lange geschehen,
Ehe der Morgen angebrochen,
Da in dem Herzlein, dem weltabgewandten,
Die ersten Träume die Flügelchen spannten,
Denn ihre Mutterliebe war groß,
Und sie war weise — die Königin Frauenlos.

Der Tag der Brautfahrt war herbeigekommen;
Der Tag des Scheidens von der Mutter Hand.
Im Schloßhof vor der hohen Pforte stand
Das Königskind bei einem weißen Roß.
Falada war's, der Königin Genoß,
Dess' treue Seele gar so tief ihr eigen,
Daß das stumme Tier
Mit seinem Schweigen
Doch sprach von ihr.
Den Hengst sollte die Königstochter reiten,
Der sollte das Kind in sein Glück geleiten.

Und am jungen Herzen, das schmerzhaft schlug,
Verborgen trug
Das Töchterlein, auf weißes Linnen ergossen,
Drei Blutstropfen, die durch der Mutter Herz
geflossen;
Zu Schutz und Heil — sprach diese traumverloren.
Dann drehten sich die Flügel an den Toren,
Und mit der Königstochter aus dem Schlosse
Ritt eine Kammerfrau auf grauem Rosse.

Im fernen Fürstenschloß war Fest und Tanz.
Des jungen Prinzen Braut war ja gekommen!
Stolz hatte sie den Jubel hingenommen.
Stolz nahm sie alles: Sang und Prunk und Glanz.
Sie wußte nichts von bräutlich weichem Zagen,
Doch viel von ihrem Königsrecht zu sagen.
Im Schloß war eine fremde, blasse Magd,
Die mit der Königstochter hergeritten.
Sie ging verschüchtert durch der Diener Mitten,
Sie ging zur Mahlzeit, wortlos und verzagt.
Die Hände zart, die Lippen schmerzumzogen,
Die Augen immer in die Ferne schauend,
Und manchmal auch von Tränen übertauend,
Wenn sich ein Klang vom Fest zu ihr verflogen,
Und wenn sie tuscheln hörte mancherlei,
Wie groß, wie stolz die Braut des Prinzen sei.
Es taugte nichts, das blasse, bange Ding,
Als daß es mit zum Gänsehüten ging.

Unter dem breiten Stadttor war es dunkel,
Obwohl das Frühlicht draußen schimmernd floß.
Der schnatternde Gänsetroß
Drängte sich durch, hinaus ins Taugefunkel,
Das draußen lag, wo die Wiese sich streckte.
Und sie schienen den Hirten mit sich zu schieben.
Unter dem Bogen, allein zurückgeblieben,
Stand die Gänsemagd, die sich aufwärts reckte,
Zu dem Pferdekopf, der an der Mauer hing:
„O Falada, der du hangest ..."
Und in klaren Lauten ging
Antwort zu dem Mädchen nieder:
„O lieb Königsmaid, die du gangest,
Wenn das deine Mutter wüßt,
Das Herz ihr zerspringen müßt!"
So sprach das Haupt des erschlagenen Rosses
Zu der Gänsemagd des fremden Königsschlosses;
Und das Königskind erhob sich wieder.
Faladas Treue war im Tod noch groß.
An die ferne Mutter Frauenlos
Und an ihr Wort, an ihren Willen,
An die Zukunft, die sich mußte erfüllen
Nach ihrem Sinn,
Dachte die Tochter voll tiefer Zuversicht;
Sie schritt aus dem Tor gelassen hin
Auf die Wiese, wo die Tautropfen sprühten,
Und setzte sich nieder im Sonnenlicht,
Um die Gänse zu hüten.

Bald kam ihr die Lust an, ihr Goldhaar zu strählen,
Und sie löste die schimmernde Last.
Wie ein Mantel deckten die Haare sie fast.
Der Junge, der mit ihr die Gänse trieb,
Sah das mit Lachen
Und wollte sich über den Reichtum machen,
Und hätte sie gerne gezaust und gezogen,
Aber der Frühwind kam geflogen,
Nahm dem Derben sein Hütchen fort,
Trieb es von Ort zu Ort.
Und atemlos
Mußte der Bube traben,
Wollt er das Hütlein wieder haben.
Doch die Gänsemagd lachte bloß.
Sie kämmte ihr schimmerndes Haar in Ruh,
Dem Buben zum Trutz,
Und flocht es sorgsam wieder zu.
Wunderbar
Stark und klar
Spürte sie der fernen Mutter Schutz.

Und wieder sang und klang es durch das Schloß.
Die rechte Braut war heute erst erschienen!
Der Gänsejunge und des Mägdleins Mienen,
Der Wind, die Sonne und das tote Roß
Vereinten sich als starke Kampfgesellen,
Das Königskind auf seinen Platz zu stellen.

Gar ernst und innig klingt das Märlein aus:
Der Königssohn, der sonst so still gegangen,
Trug nun ein Lächeln durch das weite Haus
Und einen Zug um Augen, Stirn und Wangen,
Wie er den Sonntagskindern manchmal eigen.
Und seines Herzgenossen Lippen schweigen,
Und seines Herzgenossen Glück ist groß.

Vor ihrem Schloß, auf dem besonnten Kies,
Im Garten stand die alte Königin.
Aus ihren feinen alten Händen ließ
Sie just ein Käferlein ins Weite fliehn,
Dann hat ihr eigenes Herz den Flug genommen.
Sie lächelte: du bist ans Ziel gekommen,
Du warst dafür bestimmt in Mutterschoß,
Mein eignes Kind!
So sprach die Königin Frauenlos.

Das Tränenkrüglein

Einer Mutter wurde ihr Kindlein genommen,
Der Todesengel war gekommen.
Nun saß die Frau in wildem Jammer
Am leeren Bett in des Kindleins Kammer
Und weinte sich schier blind.
Drei Tage vergingen, drei Nächte verstrichen.
Die Mutter war nicht vom Bettlein gewichen
Und schrie nach ihrem Kind.
Doch in der dritten traurigen Nacht
Ward leise die Türe aufgemacht;
Ein Schimmer flog zuerst hinein,
Dann trat das verstorbene Kind herein.
Im lichten Kleidchen, den Kranz im Haar,
Viel schöner, als es im Leben war;
Mit einem Lächeln so wunderfroh,
Auch die fröhlichsten Kinder lächeln nicht so,
Die lichte Gestalt hielt mit beiden Händen,
Ohne den Blick davon zu wenden,
Achtsam ein Krüglein, das übervoll.
„Mutter, liebes Mütterlein, soll
Ich mein Lächeln verlieren müssen?
Wenn deine Tränen überfließen,
Die du um mich vergossen hast,
Die ein Engel in dies Krüglein gefaßt,
Mutter, das Krüglein ist voll bis zum Rand.“
Ein wenig bebte die Kinderhand.

„Wenn das Krüglein sie nimmer fassen kann,
Mutter, mein Lächeln verliere ich dann."

Da legte die Mutter die Hand aufs Herz,
Als zwänge sie damit den Schmerz,
Schaute tränenlos ihrem Kind ins Gesicht:
„Nein, mein Liebling — das sollst du nicht."

Hans im Glück

Der Hans ging mit leeren Händen vom Haus,
Mit dem Schleifstein kam er zurück.
Doch erst als der noch im Brunnen lag,
War völlig geschliffen sein Glück.

Die Tür der Frau Mutter steht offen;
Denn die Mutter Leben ist klug,
Sie läßt ihre Kinder laufen,
Wege sind ringsum genug.
Sie braucht mit der rührigen Hand
Nur ein wenig die Augen zu schützen,
Dann schaut sie weit, weit ins Land.
Und sie schaut — — —
Wie die Menschen verschieden nützen
Ihre Tage und deren Kraft.
Wie rüstig das wirkt und schafft.
Dieses Durcheinanderklingen
Von Leuten und Dingen.
Durch die Gassen rollt
Mit dem Sand auch das Gold.
Hier ist ein Singen — drüben ein Fluchen,
Gestern ein Finden und heute ein Suchen.
Ruhlos schiebt die Welt ihr Allerhand
Durch Hände und Herzen und Zeit und Land;
Und gar mancher verlernt noch das Lachen darüber;
Und findet auch nie zu dem Brunnen hinüber,
In den dann das letzte Geschenk der Frau Welt,
Der Schleifstein, glücklich hinunter fällt.

Die Mutter stand vor der Hüttentür;
Sie lachte — der Hans lief lachend zu ihr.
Ein kluger Kater hockt nahe dabei
Sah zu, wie die beiden gelacht,
Und schnurrte vergnüglich:
Der hat meiner Treu
Sein Glück heil nach Hause gebracht.

Die goldene Gans

Erst kam der Hans,
Im Arm die goldene Gans,
Ging er auf langen Beinen
Kreuz und quer
Die Straße daher,
Unbekümmert, was hinter ihm geschah.
Aber da
Ging's närrisch her.
Dicht hinter seinen
Langen Tritten
Zottelten zornig, mit kleinen Schritten
Drei Mägdlein, eine hinter der andern.
Das waren aus dem Wirtshaus die drei Schwestern,
Die wollten gestern,
Vor Hansens Weiterwandern,
Der goldenen Gans ein paar Federlein rupfen.
Statt dessen blieben sie kleben
Und mußten nun eben
Hinter dem Hans und der Gans herhupfen.
Pustend und schwer,
Die fleischige Hand
An des letzten Mädchens Schürzenband,
Stampfte dann im tollen Zug
Des Dorfes Pfarrer einher.
Der hatte die Dirnlein schelten wollen,
Daß sie doch keinem Burschen nachlaufen sollen,

Und kriegte die letzte beim Zipfel bloß,
Aber der Zipfel ließ nimmer los;
Er mußte mit.
Hinter seinem wuchtigen Schritt
Strampelte spindeldürr,
Das Käppchen verschoben, die Härlein wirr,
Der Küster, der den Kirchschlüssel trug.
Er war im frommen
Eifer seinem Pfarrherrn zu Hilfe gekommen
Und wurde dafür auch mitgenommen.
Schließlich ging's noch so zwei starken
Bauern, die mit ihren Harken
Gern Pfarrer und Küster losgehieben.
Sie hieben und stießen kräftig genug,
Aber sie blieben
Unversehens beim Drängen
An dem Küster hängen,
Und wieder länger wurde der Zug.
Also lief der ganze Schwanz
Hinter den beiden, dem Hans und der Gans.

Schien die Geschichte auch sehr verkehrt,
Sie war doch ihre Narrheit wert:
Die Prinzessin, die keiner zum Lachen gebracht,
Hat sie gesehen und hellauf gelacht.

Ja, wo so eine Prinzessin ist,
Die das Lachen über dem Ernst vergißt.

Und zu tief in des Lebens Schatten blickt,
Da käme manchmal so ein Hans geschickt.

Und wirklich passiert es doch nicht so selten,
Daß allerlei Leute,
Dumme und gescheute,
Mit Lachen oder Schelten,
Mit Schreien und Schnaufen
Hinter einer goldenen Gans herlaufen.
Nur merken die nicht einmal, daß sie dran kleben.
Klüger sind die Märchenleute doch.
In manchen Sachen.
Aber eben
Darum könnte die Prinzessin noch
Viel mehr lachen.

Der Schornsteinfeger und die Schäferin
(nach Andersen)

Auf dem Sims am Kamin
Im gebauschten Rokokoröckchen,
Mit Bändern und Löckchen,
Stand sie und schaute schmachtend vor sich hin;
Denn sie war eine porzellanerne Schäferin.
Auf das gleiche Sims am Kamin
Stellte man auch ihn.
Einen Schornsteinfeger mit Besen und Leiter,
Rußkäppchen, Zylinder und so weiter,
Mit allem Nötigen angetan.
Und auch er aus Porzellan.

Die Wanduhr hatte ein klingelndes Geläut,
Lavendelbüschelchen lagen verstreut
In den Kästchen und Laden im Zimmer,
Und immer,
Wenn diese ein wenig aufgezogen,
Kamen Duftwellen durchs Zimmer geflogen,
Und das Spinett sang immer wieder
Kleine, feine, verliebte Lieder.
So war es gekommen:
Sie hatten sich vorgenommen,
Miteinander zu fliehen hinaus ins Leben,
Und auf der Flucht, da stockten sie eben.
Sie war gleich anfangs ein böses Stück,
Diese Flucht ins Glück.

Denn der Schornsteinfeger führt seine zierliche
Schäferin
Durch den Kamin,
Den schwarzen, engen,
Mit Ziehen und Drängen
Aufs Dach hinauf.
Und sagte: Jetzt tut die Welt sich uns auf!
Doch die kleine erschrockene Schäferin.
Hörte gar nicht auf ihn.
Sie sah betrübt ihr rußiges Kleid
Und meinte, die Welt sei viel zu weit,
So hätte sie sich's nicht vorgestellt;
Und sie wolle nicht in die Welt,
Sie wolle zurück auf das Sims am Kamin,
Nicht einmal das Händchen streckte sie hin;
Rief das bißchen Mut auf, das ihr noch zu eigen,
Und schickte sich an, hinunterzusteigen.

Schornsteinfeger, wo dachtest du hin?
Sie ist eine porzellanerne Schäferin.

Die Geschichte einer Mutter

(nach Andersen)

Die Türklinke hallte, der Frost drang herein,
Im Zimmer, am Bett, war die Mutter allein,
Und der Fremde, der Gast, vor dem ihr gegraut,
Der ihr todkrankes Kindlein so seltsam beschaut,
War mit dem Kind, dessen Hand er gefaßt,
Verschwunden.
Da erkannte die Mutter den furchtbaren Gast,
Der ihr Haus gefunden,
Und erhob sich, ihm nachzujagen.
Sie begann die Nacht nach dem Weg zu fragen,
Den der Tod geschritten.
Doch erst mußte sie die Lieder singen, die sie dem
Kinde sang
Nächtelang,
Dann erst erhörte die Nacht ihre Bitten
Und wies ihr den Weg.
Und nahe beim engen Steg
Gab ein Schwarzdorn ihr weiter Bescheid.
Doch der forderte Dankbarkeit:
Wärme von ihrem Herzen.
Und im Übermaß der Schmerzen
Hat sie ihn an die Brust gepreßt,
So fest,
Daß die scharfen Dornen die Brust ihr zerstachen
Und daß Knospen aus den Dornzweigen brachen.

Der See barg Perlen in seinen Wellen,
Aber keine so hellen
Mit so seltenem Leuchten,
Wie ihm die Mutteraugen deuchten,
Die ausschauten nach ihrem Kind.
Da bot sie dem See ihre Augen dar,
Damit er ihr hilfreich war,
Und ging weiter — blind.
Unerschrocken
Gab sie dann ihrer Jugend schwarze Locken
Dem Alter preis.
So stand sie schlohweiß
Endlich in des Todes Garten,
Ihn zu erwarten.
Sie wollte mit dem Gewaltigen ringen,
Sie wollte ihr Kind sich wieder erzwingen.
Doch als er ihr wirklich nahe gekommen,
Der Gottvertraute,
Als der blinden Mutter Seele schaute,
Die nimmer getrübte,
Nicht mehr irdisch verschwommen,
Wie hart die Lose der Menschen fallen,
Und ihr Herz erwog, welches wohl von allen
Nicht zu schwer wäre für das Kind, das sie liebte,
Da fand sie keines.

Dann wehte ein Schauer.

Ihr sagte das Herz in unendlicher Trauer:
„Jetzt geht der Tod mit dem Kinde dahin.“

Doch ohne die Arme auszubreiten,
Ließ sie ihn
Vorüberziehn
In jene Weiten,
Die friedlich sind und ewig wunderbar.

So tat sie, die des Kindes Mutter war.

Dornröschen

Rosen, Rosen in blühenden Massen
Um die Pfeiler und über die Terrassen;
Dicht eingesponnen die Fensterbogen,
Die hohe Türe umspannt, umzogen.
Und auf den Gartenwegen
Von allen Seiten drängt sich's entgegen.
Es glänzt in der Sonne — es rieselt im Wind:
Rosenblätter, die abgefallen sind,
Und nun den Schmetterlingen gleich
Flatternd durchgaukeln ihr schönes Reich.
Rosen, Rosen in schwerer Fülle;
Und Stille.
Da braucht es der Feenkünste kaum,
Daß das Leben leise verebbt im Traum.
Da werden blühende Rosenranken
Langsam zu undurchdringlichen Schranken,
Und schwer wird der Duft, wie der Duft des Mohnes.

Schlägt wohl das Schwert des Königssohnes
Zur rechten Zeit sich noch frei Bahn?
Oder ist es um dich getan,
Dornröschen? Ist dir der Traum schon so wert,
Daß dein Herz nie mehr ein Erwachen begehrt?
Ist schon alles, was einmal geglüht,
Von deinen Rosen überblüht?
Schon überwuchert vom schrankenlosen,
Schweigenden Blühen der roten Rosen?

Goldener

König Goldener, der am Ruder stand,
Dessen Haare im Seewind flogen,
Hielt in seiner sicheren, glücklichen Hand
Der Königskrone goldenes Band,
Das er aus Meertiefen gezogen.

Vergessen war das Haus im Wald
Und das Träumen aus jungen Tagen,
Überwunden der Irrfahrt Klagen.
Ein fernes Singen meerüber hallt,
Vom Wind getragen:
„Der weiße Fink, die goldene Ros'
Die Königskrone mir in den Schoß."

Mit den Brüdern, wie diese ein lachendes Kind,
Doch so golden war sein Haar.
Verirrt, verirrt, wie die Brüder es sind,
Doch sein Weg ein anderer war.
Er fing den schneeweißen Finken im Wald,
Er fand auch die goldene Rose bald,
Dessen Haar so golden war.
Der Vogler, der Gärtner, die waren ergrimmt
Über solchen Gesellen,
Der anders als alle andern,
Und hießen ihn weiter wandern.
Denn fern in des Meeres Wellen
Lag, was ihm bestimmt.

Und hätt' ihn der Vogler in sicherer Hut
Auch gehalten,
Der Goldhaarige war zu gut
Für den Alten.
Und hätte der Gärtner dies Edelreis
Auch gehegt in Mühen;
Das durfte nicht im Walddämmern blühen.

„Heil König Goldener!“ jubelt es heiß.
„Heil unserm König, der endlich kam
Und der Tiefe wieder die Krone nahm,
Um sie herrlich zu tragen!“

Die blauen Meerwogen schlagen
Tanzend an des Schiffes Rand,
Wo am Ruder König Goldener stand,
Ohne Wunden und Waffen,
Mit leuchtendem Blick
Schauend in das Geschick,
Zu dem er geschaffen.

Brüderchen und Schwesterchen

Mondschein liegt auf der breiten Stiege,
Das Königskind weint in der Wiege.
Durchs Zimmer kommt auf lautlosen Sohlen
Ein Geist, der sich Erdenleben gestohlen:
Die wunderschöne Königin.
In der Wiege verstummt das Weinen.
Die schöne Mutter wiegt ihren Kleinen
Mit dem seidenen Wiegenband,
Und ihre freie Hand
Streicht über des Rehes braunes Fell.

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?"

Auch ewige Seligkeit wird zum Weh,
Dringt Kinderweinen zum Himmel empor,
Schauen traurige, stumme Augen durchs Tor.
Das Jubilieren im himmlischen Saal
Müßte verstummen auf einmal,
Hart übertönt von dem Aufschrei voll Weh:
„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?"

Das Märchen vom Machandelbaum

Schwer wiegte der Machandelbaum die Zweige,
So schwer und bang;
In seiner grünen Dämmerung saß und sang
Ein Vogel in seltsamem Federkleide.
„Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat,
Mein Vater, der Tor,
Der mich gessen hat;
Mein Schwesterlein klein
Hob auf alle Bein,
Da ward ich ein schönes Waldvögelein!"

Sie saßen zu dreien am Tisch herum,
Doch des Bruders Sessel blieb leer.
Und ein fremder Gedanke schlich stumm
Zwischen ihnen umher.
Der kleine Bruder war gar so fern;
Und sie hatten den kleinen Bruder gern,
Alle drei. —
Wie ein halberwürgter Schrei
Kam von den Lippen der Frau das Wort:
„Die Sonne brennt heute wie heißer Mord!"
„Mutter, die Sonne scheint licht,"
Der Vater spricht.
Wieder sagte die Frau:
„Wie singt doch der Vogel so mörderlich rauh,

Wir wollen ihn aus dem Machandelbaum jagen,
Ich kann dies Krächzen nicht länger ertragen."
„Mutter, der Vogel singt lind,"
Sagte das Kind.
„Mir ist heute gar so fröhlich zu Sinn,"
Sprach der Vater und sah nach der Türe hin,
„Gewiß kommt mein kleiner Sohn bald zurück,
Mir ahnt es wie Glück!"
Dagegen sagte die Frau,
Und ihre Stimme klang rauh:
„Ich glaube, der bleibt noch länger fort,
Mit den Freunden an dem fröhlichen Ort.
Ich will sehn, ob im Westen kein Wetter steht!
Laßt mich horchen, ob das der Wind ist, der weht?
Gehen wir lieber aus dem Haus.
Ins Freie hinaus.
Mich dünkt, daß der Erdboden wankt und bebt.
Ich glaub, daß dein kleiner Sohn nimmer lebt,
Ich weiß es, denn ich hab' ihn erschlagen!"

Sie liegt auf der Schwelle hingestreckt,
Mit krampfiger Hand noch das Herz gedeckt,
Das die Last nicht länger getragen.

Leicht wiegte der Machandelbaum die Zweige,
So leicht und schnell.
Der Star im blankbetupften Federkleide
Pfiff laut und hell.

König Drosselbart

„Ich arme Jungfrau zart
Hätt' ich genommen doch den König Drosselbart."

Die schönen Wiesen dehnen sich weit,
Der Wald steht in stämmiger Herrlichkeit,
Und ferne glänzt, mit Mauern und Bogen,
Hoch aufgetürmt, weit hingezogen
Die prächtige Stadt.
Und alle den Reichtum hat
König Drosselbart zu eigen.

Der Bettelmann sucht nach Weidenzweigen,
Damit sein Weib ihm die Körbe flicht,
Aber sie kann es nicht.
Sie kann auch nicht kochen und kann nicht spinnen,
Weiß auf dem Markt nicht viel zu gewinnen.
Auf ihre zerbrochenen Töpfe weint sie leise;
Und heimlicherweise
Denkt sie an den König Drosselbart.

Und als im Schlosse die Geigen sangen,
Ist des Bettelmanns Weib mit den Mägden gegangen
Vor die Türe zum Saal.
Sie wollte einmal
Sehen, wie unterm Lichterkranz
Ihr verschmähter Glanz,

Ihr verachtetes Glück
Von anderen gierig ergriffen ward.
Wollte ihr verspieltes Geschick
Doch noch mit Augen schauen.

Im Märchen ergeht es den Frauen
Und den törichten Frauenherzen,
Die Bestes verscherzen,
Meist wunderlich gut.
Ein freundliches Pförtlein tut
Sich den Traurigen auf.
Draus kommt noch einmal das Glück geschritten,
Wie König Drosselbart aus der Mitten
Der glänzenden Gäste
Beim Feste,
Und hebt das Bettelweib zu Thron und Herz hinauf.

Im Märchenland, durch den Fürstensaal,
Jubeln stärker die Geigen.
Doch durch die Welt geht ein Schweigen;
Oder es raunt der Herbstwind einmal:
„O arme Jungfrau zart,
Hättst du genommen doch den König Drosselbart."

Hase und Swinegel

Im Steckrübenland
Herr Swinegel stand,
Auf krummen Beinchen, mit kurzer Statur
Und mit der ruppigen Swinegelfrisur.
Lang und schlank, frisiert aufs beste,
Tadellos die weiße Weste,
Die langen Ohren zurückgelegt,
Das Schnurrbärtchen sorgfältig gepflegt,
Kam auch nach des Ackers Mitten
Herr Lampe geschritten.
Jeder wollte sehen,
Wie am Ackerland
Der Rübenstand,
Und wollte sich in den Feldern ergehen.
Swinegel grüßte: „Schön guten Morgen."
„Morgen — was habt ihr denn da zu besorgen?"
Knarrte der Hase. „Es will mir scheinen,
Ihr gingt auf euren krummen Beinen
Wirklich besser der Arbeit nach,
Als spazieren zu gehen am Vormittag.
Morgen —" Der Swinegel reckte sich auf.
Und grunzte zu dem Hasen hinauf:
„Krumme Beine?
Jeder das Seine.
Wollt ihr mit mir in die Wette rennen?
Daß wir einmal feststellen können,

Wer schneller fortkommt mit seinen Beinen,
Ihr mit euren, ich mit meinen."
Lampe höhnte: „Er ist nicht klug!
Das sehen wir freilich bald genug,
Er dauert mich um die verlorene Wette."
Swinegel grinste: „Wenn er's nur schon hätte!
In einem Stündchen laufen wir los!"

Frau Swinegel las ihrem Ehegenoß
Schon vom bewegten Rüsselchen ab,
Daß es etwas Besonderes gab.
Sie hörte den Handel und hörte dann,
Was ihr schlauer Mann
Beschlossen, damit er die Wette gewann.
Herr Swinegel und Frau Swinegelin
Gingen zusammen zum Rübenfeld hin.
Sie duckte sich nieder, wo der Acker begann.
Doch nach des Ackers Rand,
Wo der Hase stand
Und sich sonnte,
Ging Swinegel auf seinen kleinen
Krummen Beinen
So stolz, als er nur irgend konnte.
Die Gegner verneigten sich feindlich und stumm.
Der eine geschickt, der andere dumm.
Sie zählten bloß:
Eins — zwei — drei — und rannten los.

Der Hase nahm seinen flüchtigsten Schritt,
Swinegel zottelte nicht weit mit.
Er wußte, daß an des Ackers Rand
Die kleine krummbeinige Frau Swinegel stand.
Und wirklich, als der Hase ankam
Und mit fliegenden Ohren das Endziel nahm,
Tauchte sie aus der Furche empor
Und schrie dem erstaunten Lampe ins Ohr:
„Ich bin schon da!"
Und Lampe sah
Verblüfft ganz und gar,
Natürlich nur, daß es ein Swinegel war.
Nun ging das Spiel von neuem los.
Frau Swinegel machte drei Sprünge bloß;
Dann ließ sie den Hasen sausen,
Und draußen
Am Ackerrande, am Ziel für den Lauf,
Tauchte wieder pfeilschnell der Swinegel auf,
Wie drunten sie,
Und quiekte und schrie:
„Ich bin schon da!"

Und nun geschah,
Was immer geschieht
Im kleinen und großen,
Wenn der Hochmut nichts sieht als seinen Wahn
Und immer nur läuft in der eigenen Bahn,

Dieweil sich kleine Kräfte zusammengeschlossen
Und die Schlauheit mit aufnahmen zum Genossen,
Ein Swinegel hier — ein Swinegel dort —
Ein zweites Mal wieder, und immer so fort;
So oft das Ziel des Laufes nah,
Ein kleiner Swinegel, der immer schon da!
Da läuft sich wohl endlich in törichter Not
Auch der flüchtigste Hase zu tot.

Frau Holle

Abseits, neben der Welt,
Hat Frau Holle ihr Häuschen aufgestellt
Inmitten einer weichen Wiese,
Und alle Mägdlein durchwandern diese
Seltsamerweise
Auf der Lebensreise.
Auf dem Alltagspfade,
Auf diesem gerade,
Kommt jede einmal in Frau Holles Bereich,
Und Frau Holle durchschaut eine jede sogleich.
Sie hat sich zeitlebens noch niemals versehen,
Ließ noch keine durchs falsche Tor von sich gehen.
Immer geht aus Frau Holles Tor
Wie mit Pech begossen,
So schwer verdrossen,
Untüchtig zu allem frischen Mühen,
Unfroh — ob auch ringsum die Blumen blühen —
Die Trägheit hervor,
Und läßt sich dann weiterschieben,
Nach der Welt Belieben.
Und Frau Holle brummt nach solchem Scheiden,
Sie kann dies nicht leiden;
Schaut sich nicht einmal um in der Runde,
Sie rasselt nur mit dem Schlüsselbunde,
Verschließt das pechtriefende Tor
Und stößt noch den Riegel davor.

Doch auf der anderen Seite
Gibt sie anders das Geleite.
Da geht ein lachendes Menschenkind
In den Tag hinein,
Gewillt, dem Leben
Die Kräfte zu geben,
Die die besten sind,
Und jedes Tages Sonnenschein
Ins Herz zu fassen.
Wenn Frau Holle ein solches Mägdlein entlassen,
Dann scheint ihr Tor mit dem goldenen Regen
An allen Straßenecken zu stehen.
Frau Holles heimliche Lieblinge gehen
Stets unter der Arbeit goldenem Segen.
Die gehen aus jeder Kammertür
Schimmernd herfür.
Das sieht Frau Holle gar wohlgemut;
Sagt ihrer goldstreuenden Pforte
Zufrieden lachend die Worte:
Das sind die Rechten, die machen es gut!

Laurin

Weit, weit
Wohnt Laurin in der Felseneinsamkeit.
Vom seidenen Faden eingehegt,
Soll der Rosengarten blühn,
Daß kein Menschenfuß seine Wege drückt,
Daß kein Menschenauge sein Blühen erblickt,
Wacht dort Laurin,
Der finstere König der Zwerge.

Ein Einsamer fährt gern zu Berge,
Die grauen Felsen sind gute Genossen,
Das verschlossene Herz ist dort stiller verschlossen,
Was von Menschen trennt, nehmen die Steine auf.
Die Stürme sehen und hören nicht drauf,
Die fliegen um Föhren und Moos
Frei und groß.
Höher hinauf in die Regionen,
Wo Stürme nächtigen, Wolken wohnen,
Treibt den Einsamen sein Geschick.
Folgt ihm von ferne vielleicht auch ein Blick,
Ja, dem Fernen wird er bald klein erscheinen,
Zwerghaft klein.
Zwischen grauen Steinen
Verliert er sich bald.
Der Erinnerung tiefe Gewalt
Schürt noch lange, lang ein verborgenes Warten:
Sucht mich einer in meinem Felsengarten?

Kommt einer einmal?
Weit ist der Weg aus dem Tal.
Jeden Abend stehen die Felsen umloht
Von einem lockenden, flammenden Rot;
Doch der Weg aus dem Tal bleibt weit.

Von der sausenden Spule der Zeit
Fällt ein seidener Faden herab auf den Berg.
Unzugänglich wird das Gebiet,
Das die Zwergerhand mit dem Faden umzieht.
Und des Zwerges Blicke glommen:
Jetzt soll keiner mehr kommen!
Das Dorf raunt von Laurin dem Zwerg.

Über die grauen Felswände hin
Streut der Abend die Rosen. — König Laurin
Wohnt in der Felseneinsamkeit
Weit, weit . . .

Die sieben Raben

Es rüttelt der Märzwind die Tannenkronen,
Daß die Äste sich neigen.
Die Raben, die hoch in den Wipfeln wohnen,
Fliegen auf aus den Zweigen,
Eine flügelschlagende Wolke.
Und ein uralter Rabe, der viel schon erfahren,
Erzählte dem kreisenden Volke
Seiner klugen Brüder
Einmal wieder
Von den Menschen.
Es war vor Jahren,
Da wohnte das stille Mädchen im Wald,
Noch ein halbes Kind,
Doch anders als Kinder sind.
Die kannte kein Spielen und Träumen,
Nie sah ich sie tändelnd säumen,
Immer am Werke, achtsam und klug.
So oft sie ihr Garn auch zum Markte trug,
Stets kam sie vom Städtchen zurück
Mit dem stillen Blick.
Und keine Gefährtin kam jemals heraus,
Es klopfte kein Spielmann je an das Haus,
Der Jugend Freuden ihr tönen zu lassen;
Weitab von den großen Straßen,
Wo nichts das Schweigen stört,
War das Häuslein ja verkrochen.
Ich hab' sie nur einmal reden gehört,

Und da hat sie gesprochen:
„Weil ich so still und so allein
Im Wald vergraben,
Müßt eben ihr meine Brüder sein,
Ihr klugen Raben;
Ich bin euer schweigendes Schwesterlein,
Wollt ihr mich haben?"

Es war im Juni; das Waldgras stand weich
Und die Erdbeeren reiften.
So oft wir auch um das Waldhüttlein streiften,
Dort war's immer gleich.
Unser Schwesterlein mit den rotgoldenen Flechten
Und der sonst so fleißigen Rechten
Saß am Bänklein, lehnte unter der Tür.
Allabendlich saß ein Mann neben ihr,
Und warb, und warb, und warb um ihr Herz.
Auf ihren Brauen lag tiefer Schmerz,
Und Liebe lag um ihren stummen Mund.
Uns wurde niemals kund,
Ob sie ihn erhörte,
Was sie gewährte.
So spät wir auch immer zum Horst gestrichen,
Ihr Schweigen war nie einem Wort gewichen.
Sie liebte ihn wohl, wie Menschen lieben,
Doch der Liebe Wort war ihr fremd geblieben.
Sie wurde sein Weib, sein Eigen,
In hilflosem Schweigen,
Die Schwester, die Schwester der Raben.

Auf unseren Streifzügen haben
Wir manchmal ihr Haus in der Stadt umflogen.
Sie stand einmal am Fensterbogen,
Und hielt ihr Kind auf den Armen empor,
Bis sie unsern Flug aus den Augen verlor.
Sie gab dem Kinde in Liebe das Leben;
Ein Mutterwort konnte sie ihm nicht geben,
Die Schwester, die Schwester der Raben.
Ihr Los blieb das Schweigen.

Und sie verlor ihren Knaben.
Sie konnte ihr Leid nicht zeigen;
Ihr Herz war zerrissen.
Doch die Worte, die Menschen dann wissen,
Hat die Schwester der Raben auch nicht gefunden,
Sie fühlt nur die Wunden.
Der Mann, dem sie alles gegeben hatte,
Nur mehr mit Grauen naht ihr der Gatte;
Weil seinem Weib das zu lang entbehrte
Menschenwesen und -wort nicht wiederkehrte.
Nicht aus der Liebe Hand, nicht aus der Hand der
Not.
War die Lebende tot?

Noch steht ihre Hütte verfallend im Wald.
Ich glaub', wir umkreisen die Hütte bald.
Ob wir sie verstanden haben,
Die Schwester der Raben?

Das Märchen von den Sterntalern

Es gibt eine Herzensreinheit,
Die geht nackend durch die Welt.
Es gibt eine Liebeseinheit,
Die nichts für sich behält,
Die eigenen Hunger ob fremdem vergißt,
Der fremde Not ureigene ist.
Es muß dies geben im Leben,
Sonst hätt' es doch nimmer das Mägdlein gegeben,
Das nackt den Winterwald durchschritten,
Weil es alles hingab fremden Bitten;
Auch das Hemdlein zu guter Letzt.

Und wie geht es dem Mägdlein jetzt?
Oh, im Kleidchen, gewoben aus Mondenschimmer,
Der Sterntalerschatz noch so reich wie immer,
Huscht es da und dort durch das Leben
Und kann schrankenlos geben:
Herzensreinheit,
Liebeseinheit.
Denn das Märchen versicherte gut und klug,
Als das Kind die Taler im Röcklein trug:
Und es hatte sein Lebtag genug.

Der Fischer und seine Frau

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje, in der See;
Mine Fru, de Ilsebill,
Will nich so, as ik wol will.“

Vorwärts, vorwärts mit Wünschen und Wollen
Nach besseren Tagen.
Mögen Meerwogen über den Grund hinwegrollen,
Der das Heute getragen,
Und ersticken die treue Stimme, die leis
Mahnt: „Nicht zu wild, nicht zu heiß!“

Vorwärts, so manches ist gelungen,
Es gelingt noch viel mehr!
Das Füllhorn der Zukunft ist schwer
Von Gütern, die noch nicht errungen.
Es muß sie niederschütten, reich — ungeahnt —
Zum Trotz der Stimme, die mahnt.

Weiter, weiter, es leidet nicht Rast!
Mit Mühe und Hast
Heißt es die Fülle der Güter verwahren;
Wenn morgen die neuen Lasten anfahren,
Daß Raum für diese geschaffen,
Riesengroß.
„Unseliges Erraffen ...“
Sagt die leise Stimme bloß.

Vorwärts, aufwärts, auf der Leiter zum Glück,
Erwerben, erraffen — erraffen, erwerben;
Vor das letzte erreicht, geht es nimmer zurück!
„Es geht ins Verderben!"
Sagt die treue, die traurige Stimme kurz,
Dann kommt der vernichtende Sturz.

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje, in der See;
Mine Fru, de Ilsebill,
Will nich so, as ik wol will."

Vom Tode des Hühnchens

Als das Hühnchen auf dem Nußberg lag
Und sterben wollte,
Und das Hähnchen eilig zum Brunnen lief,
Der helfen sollte,
Da wollte der Born auch sein Wasser geben;
Nur rote Seide brauchte er eben.
Rote Seide hatte die Braut.
Wie die das Hähnchen erschaut,
Das bange, bittende Hähnchen,
Da kam ihr sogar ein Tränchen.
Sie wollte die Seide auch bringen,
Aber vor allen Dingen
Brauchte sie doch ihr Kränzlein wieder.
Das hing vom Weidenast hernieder,
Sie stand nicht zu weit fort, die Weide;
Und das Hähnchen erhielt dann auch Seide.

Als so jeder bekommen, was er wollte,
Und gegeben, was er geben sollte,
Als das Hähnchen endlich kam mit dem Trank,
Wußte das Hühnchen ihm keinen Dank;
Denn es war einer gekommen,
Der anders gab.
Bedingungslos,
Ruhig und groß,
Jedem ein Grab.

Der nicht handelt und feilscht, nicht zweifelt
und frägt,
Der des Lebens Unrast mit Ruhe schlägt.
Den wenige bitten, der jedem gibt;
Den die meisten fürchten — der alle liebt.
Schweigend lehrte der Tod das Geben,
Und beschämt verstummte das Leben.

Die sieben Schwaben

Das ist die Geschichte von sieben Recken,
Die zusammen an einem Spieße stecken.
Sie ist so lustig und so verlogen,
Und doch
Passiert sie noch
Bald hier, bald dort,
Wer weiß just den Ort,
Wo die sieben Schwaben ausgezogen?

Sie stapften an einer Hecke entlang,
Aus der ein leises Brummen drang.
Zwei dicke Hummeln waren's, die spielten,
Oder vielleicht einen Zwiegesang hielten.
Aber die feinen
Schwabenohren
Hörten draus einen
Trommelschlag vom nahen Feind,
Und die sieben glaubten sich schon verloren.
Sie rissen aus
In Saus und Graus
Über die Hecken,
Daß des Rechens Stecken
Auf den im Sprung der erste getappt,
Ihm tüchtig um die Ohren klappt.
Also hatten sie recht gemeint:
Da war ein Feind,

Der sogar schlug.
Das war genug,
Daß sie sich alle heulend ergaben,
Da oder dort —
die sieben Schwaben.

Dann kamen die sieben Helden bald
An einen tiefen, dunklen Wald.
Und alle dachten sie mit Grausen,
Darinnen muß ein Untier hausen.
Am Wegrain saß ein Häslein im Klee,
Das streckte die Löffel in die Höh
Und wollte sich wundern, daß sieben Recken
Zusammen an einem Spieße stecken.
Da hatte der Veitle das Häslein erschaut
Und rief überlaut:
„Stoßt zue in aller Schwabe Name,
Sonst wünsch i, daß ihr möcht erlahme."
Ein zweiter schrie: „Du hast guet schwätze,
Du bischt der letscht beim Drachehetze!"
Der Veitle tat, als hört er nicht,
Und schrie dem Jockel ins Gesicht:
„Gang, Jockel, gang, gang du voran,
Du hascht Sporn und Stiefel an,
Daß di de Drach net beiße kann."
Da hielt sich der Jockel, der tapfere Mann,
An dem großen Spieß noch fester an
Und ging voran.

Aber leider tat er auch dies:
Er schrie vor Angst wie am Spieß.
Da erschrak das Häslein und lief spornstreichs ins
Feld.
Und freudig erstaunt rief der Held:
„Potz Veitle, lueg, lueg, was isch das?
Es Ongeheuer isch nu e Has."
Sind's nun gerade die sieben Schwaben,
Die ein Häslein zum Untier verwandelt haben?

Dann kamen sie glücklich aus den Wäldern,
Auf ein schmales Weglein zwischen Feldern.
Das war auf einem Hügelzug,
Und das Weglein senkte sich bald genug,
Und bald war es völlig zu Ende.
Vor ihnen dehnte sich weit
Ein blaues, wogendes Gelände,
Denn es war die Flachsblütenzeit.
Und sie standen über so einem blühenden Acker,
Der Abendwind strich leicht drüber her.
Das sah aus wie ein blaues, wogendes Meer.
Und die sieben waren sich alsbald klar,
Daß Wasser nur zu durchschwimmen war.
Also, gar wacker
Hopste der erste hinunter,
Und munter
Zappelt und focht er mit Armen und Beinen
Zwischen den feinen

Armen blauen Blüten,
Denn er wußte,
Daß er ein Wasser durchschwimmen mußte.
Und die sechs andern mühten
Sich bald hinter ihm her.

Im Flachsblütenmeer
Schwimmen vielleicht noch heute die sieben.
Oder sollte am Ende die Zahl nimmer stimmen?
Gibt's mehr, die ein Ackerland durchschwimmen,
Weil sie's für das Weltmeer angeschaut haben?
Und tapfer bei dieser Meinung blieben,
Wie die sieben Schwaben?

Aschenbrödel

Das Märchen von Tauben, die picken und fliegen,
Von zwei kleinen Schuh'n, die im Tanz sich wiegen,
Von dem schimmernden Kleide, das Feenhand gab,
Und von einem herzlieben Muttergrab.
Vom Herdwinkel und von schimmernden Stunden,
Von dem Rechten, der glücklich die Rechte gefunden,
Vielleicht, weil das Blut aus dem Schühlein geflossen,
Oder weil es der liebe Gott so beschlossen,
Oder weil es die gute Fee so geschlichtet,
Oder weil das Leben die Märchen dichtet.

Der Herdwinkel, wo die Asche stäubt,
Und der Topf voll Linsen, der Linsentopf bleibt.
Doch es bleibt auch das Völkchen, das schwirrt und fliegt,
Fröhlicher Fleiß, der über die Plage siegt.
Das bleibt alles im Leben.
Und böse Schwestern mag's allerlei geben;
Die laufen reihenweise durch alle Gassen,
Die alle Mühe den anderen lassen,
Und nehmen für sich nur des Lebens Feste,
Nur das Schönste und Beste.
Und ein stiller Hügel, den Liebe verklärt,
Wird wohl auch jedem Herzen beschert.
Draus wächst mit den Rosen in duftender Stille
Mut und Vertrauen und guter Wille,
Und läßt sich dort holen nach Tagen und Jahren.

Und von dem wunderbaren
Begegnen, Sich-Meiden, Sich-Wiederfinden,
Von den Mächten, die Leben an Leben binden,
Dieweil alle Welt vor den Blicken verflimmert,
Wie ein Saal, der in tausend Wachskerzen schimmert,
Wer wüßte nicht davon zu künden?

Fast wäre das Märchen kein Märchen mehr,
Gäb' die gute Fee nicht die Goldkleider her.
Die gute Fee hat doch etwas geschlichtet,
Wenn auch das Leben die Märchen dichtet.

Ausklang

Und viele, viele sind vorbeigeschritten;
Die alten Freunde aus der alten Zeit.
Nicht mehr so bunt und fröhlich ist ihr Kleid.
Gedämpft, als ob sie durch den Nebel glitten,
Erscheinen alle Farben und Gestalten . . .
Und seltsam mutet's an: sind das die Alten?
Lang ist das Kind von seinem Plätzchen fort,
Und jauchzt hellauf im Hof mit den Gespielen,
Noch summt im Herzen manches Märchenwort
Und will noch nicht im Alltagsgrau zerstieben.
Doch von den vielen
Ist auch nicht eines so geblieben,
Wie wir sie lasen in verflognen Jahren.
Sie waren anders — — —
als wir Kinder waren.